



»UNSERE JUGENDLICHEN MÜSSTEN MAL JUDEN KENNEN LERNEN!«

Begegnungen mit Jüdinnen und Juden
als pädagogischer Ansatz zum Abbau von Antisemitismus

IMPRESSUM

»Unsere Jugendlichen müssten mal Juden kennen lernen!«

Begegnungen mit Jüdinnen und Juden als pädagogischer Ansatz zum Abbau von Antisemitismus

Herausgeber:

Verein für Demokratische Kultur in Berlin e.V. (VDK) und
amira – Antisemitismus im Kontext von Migration und Rassismus

Chausseestr. 29, 10115 Berlin

E-Mail: info@amira-berlin.de; www.amira-berlin.de

V.i.S.d.P: Bianca Klose, Verein für Demokratische Kultur in Berlin e.V. (VDK)

Redaktion: Claudia de Coster, Susanna Harms, Simona Pagano

Layout: »amira«

Bildnachweis: »amira« (Titelfoto), Deutsche Welle TV, Hauke Cornelius, Kerstin Jasinszczak, Jüdisches Museum Berlin, Karame e.V., Kreuzberger Musikalische Aktion e.V., Winfried Overbeck, Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz, Thomas Tröster, Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, Jens Ziehe

Alle Rechte bleiben bei den Fotograf/innen.

Copyright: amira – Antisemitismus im Kontext von Migration und Rassismus

Alle Rechte bleiben bei den Herausgebern.

»amira« ist ein Projekt des Vereins für Demokratische Kultur in Berlin e.V. und wird gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms »VIELFALT TUT GUT. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie« sowie den Beauftragten für Integration und Migration des Berliner Senats im Rahmen des »Landesprogramms gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus«

Berlin, im August 2010

INHALT

2 EINLEITUNG

4 FACHARTIKEL

CHANCEN UND GRENZEN JÜDISCH-NICHTJÜDISCHER BEGEGNUNGEN
ALS PÄDAGOGISCHEM ANSATZ IM UMGANG MIT ANTISEMITISMUS

Michal Kümper

18 PROJEKTBEISPIELE

18 »SCHÜLERAUUSTAUSCH EINMAL ANDERS«

EIN PROJEKT DES JÜDISCHEN MUSEUMS BERLIN
UND DER DEUTSCHEN WELLE TV

Ivana Scharf, Hauke Cornelius und H.-Thorsten Steil

22 EIN ORT FÜR BEGEGNUNGEN MIT JÜDINNEN UND JUDEN

DIE STIFTUNG BEGEGNUNGSSTÄTTE GOLLWITZ

Elke Weißer und Marion Welsch

24 »SCHALOM – FRIEDEN – SALAM«

EIN INTERRELIGÖSES PROJEKT DES DOMGYMNASIUMS BRANDENBURG

Dr. Winfried Overbeck

26 »SICH TREFFEN UND INS GESPRÄCH KOMMEN«

BEGEGNUNGEN BEI KARAME E.V.

»amira«

28 »DIE VORURTEILE MÜSSEN AUF DEN TISCH!«

BEGEGNUNGEN IM KREUZBERGER JUGENDCLUB KMANTENNE

»amira«

30 »GEGENSTRATEGIEN« UND »BILDUNGSINITIATIVEN«

ZWEI BEGEGNUNGSPROJEKTE DER ZENTRALWOHLFAHRTSSTELLE DER
JUDEN IN DEUTSCHLAND

Marina Chernivsky

32 BEGEGNUNGEN AUF AUGENHÖHE

DAS JUGENDDIALOGPROJEKT »LIK RAT«

Dr. Esther Graf

33 FILME ÜBER JUNGE JUDEN UND JÜDINNEN IN DEUTSCHLAND

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts, als viele westeuropäische Länder eine Zunahme antisemitischer Straf- und Gewalttaten zu verzeichnen hatten, ist der aktuelle Antisemitismus verstärkt in den Blick politischer und wissenschaftlicher Debatten gerückt. Fast genauso lange beschäftigen sich Pädagog/innen vor dem Hintergrund ihres Arbeitsalltags mit der Frage, mit welchen Ansätzen, Konzepten und Methoden dem Antisemitismus in seinen unterschiedlichen zeitgenössischen Erscheinungsformen wirkungsvoll begegnet werden kann. Ein Ansatz, der in diesem Kontext immer wieder genannt wird, ist die Begegnung mit Juden und Jüdinnen. Das Interesse nicht nur generell am Judentum, sondern auch an solchen persönlichen Begegnungen ist in den letzten Jahren merklich gestiegen; jüdische Gemeinden und Institutionen wie die Jüdische Oberschule oder das Jüdische Museum in Berlin erhalten zahlreiche Anfragen nach Begegnungen von Schulen und anderen (pädagogischen) Institutionen.

Das Modellprojekt »amira – Antisemitismus im Kontext von Migration und Rassismus« entwickelt seit 2007 pädagogische Angebote zum Umgang mit Antisemitismus unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund für die (offene) Jugendarbeit in Berlin-Kreuzberg und vergleichbaren Stadtteilen. In der ersten Phase des Projekts hat das Projektteam mehr als vierzig Gespräche mit Mitarbeiter/innen von Kreuzberger Jugendeinrichtungen und von Migrant/innenselbstorganisationen aus Berlin über ihre Erfahrungen mit Antisemitismus und daraus resultierende Bedarfe geführt. Danach gefragt, welche Ansätze als vielversprechend für eine Bekämpfung von antisemitischen Denkmustern angesehen würden, führten auch die von »amira« Befragten häufig Begegnungen mit jüdischen Jugendlichen oder Erwachsenen an. »Unsere Jugendlichen müssten mal ein paar Juden kennenlernen!« – diese Aussage fiel sinngemäß in den meisten Gesprächen. Dahinter steht die Erfahrung der Praktiker/innen, dass viele der Jugendlichen in ihren Einrichtungen, die sich negativ über Juden äußern, keine jüdischen Menschen kennen und nichts über jüdisches Leben und über die jüdische Kultur und Religion wissen. Mit dieser Aussage verbindet sich die Annahme, dass Vorurteile und antisemitische Stereotype durch Begegnungen mit jüdischen Menschen abgebaut werden können: Die Jugendlichen sollen im Kontakt mit »realen« Juden und Jüdinnen feststellen, dass ihre vorgefassten Bilder nicht der Realität entsprechen und dass jene vielleicht gar nicht so sehr anders sind, als es die Jugendlichen vorher dachten.

Viele Pädagog/innen und andere Multiplikator/innen fühlen sich jedoch selbst unsicher, wenn es um das Judentum und vor allem um Begegnungen mit Jüdinnen und Juden geht, da auch sie keine alltäglichen Kontakte mit jüdischen Menschen haben. Aufgrund der deutschen Geschichte können sich gerade Herkunftsdeutsche oft nicht ohne eigene Befangenheiten auf solche Begegnungen einlassen. Migrantische Jugendarbeiter/innen wiederum, insbesondere wenn sie oder ihre Familien aus dem Nahen Osten stammen, verfügen oft über andere Bezüge, die einen unbefangenen Kontakt mit jüdischen Menschen erschweren können. Auch bei den Pädagog/innen existieren möglicherweise eigene (unbewusste) stereotype Bilder über Juden, die das Herangehen an ein solches Projekt beeinflussen. Zudem liegt bisher faktisch keine pädagogische oder wissenschaftliche Literatur vor, die jüdisch-nichtjüdische Begegnungen praktisch und/oder theoretisch reflektiert, ihre kurz- und langfristige Wirkung untersucht und praktische Hilfestellungen für pädagogische Fachkräfte bietet.

In einem Fachartikel, der den Schwerpunkt der vorliegenden Handreichung bildet, werden daher Möglichkeiten und Grenzen des Begegnungsansatzes kritisch hinterfragt und Anregungen für die Durchführung von Begegnungen nichtjüdischer Jugendlicher mit Jüdinnen und Juden gegeben. Der Fokus des Artikels liegt auf Begegnungen mit jüdischen Jugendlichen bzw. Jugendgruppen, weil jüdische Jugendliche über ähnliche, altersspezifische Erfahrungswelten verfügen wie nichtjüdische Jugendliche. Dadurch lassen sich leichter Anknüpfungspunkte für einen Austausch über gemeinsame Themen finden, die sich nicht allein auf Fragen nach Religion und Herkunft beziehen. Die Kreuzberger Jugendclubs, an die sich das Projekt »amira« in erster Linie richtet, werden zum größten Teil von Jugendlichen besucht, die aus zugewanderten Familien mit muslimischem Hintergrund (meist aus der Türkei oder dem arabischen Raum) kommen. Deshalb wird ein besonderes Augenmerk auf nichtjüdische Gruppen mit einem hohen Anteil an migrantischen und

bildungsbenachteiligten Jugendlichen gelegt. Im Anschluss an den Fachartikel werden beispielhaft mehrere Begegnungsprojekte vorgestellt und einige Filme empfohlen, mit denen Pädagog/innen im Rahmen eines Begegnungsprojekts arbeiten können – oder auch dann, wenn keine persönliche Begegnung mit Jüdinnen und Juden realisiert werden kann.

In der Regel wird bei dem in der Handreichung behandelten Thema von »deutsch-jüdischen Begegnungen« gesprochen. Damit wird jedoch fälschlicherweise suggeriert, dass Jüdinnen und Juden nicht deutsch sein können – und gleichzeitig ignoriert, dass in der nichtjüdischen Gruppe Menschen anderer Nationalität oder Herkunft als der deutschen vertreten sein können. Auch die Bezeichnung »christlich-jüdische Begegnungen«, bei multikulturellen Gruppen vielleicht noch ergänzt um das Wort »muslimisch«, ist im Hinblick auf die meisten Jugendgruppen irreführend. Schulen und Jugendclubs als Organisator/innen einer solchen Begegnung definieren sich in der Regel nicht als religiös, und nichtreligiöse Jugendliche werden mit diesem Ausdruck ausgeklammert. Wir haben uns daher in dieser Publikation für die Verwendung des Begriffs »jüdisch-nichtjüdische Begegnung« entschieden, weil er allgemeiner gehalten ist und nicht allein den religiösen Aspekt in den Vordergrund stellt – auch wenn er offen lässt, was genau mit »jüdisch« (und »nichtjüdisch«) gemeint ist.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Das »amira«-Team



*Synagogenbesuch im Rahmen eines Begegnungsprojekts der Begegnungsstätte Gollwitz
(Foto: Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz)*

Chancen und Grenzen von jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen als pädagogischem Ansatz im Umgang mit Antisemitismus

Michal Kümper

In diesem Text soll der Frage nachgegangen werden, welchen Beitrag jüdisch-nichtjüdische Begegnungen zur Bearbeitung von Antisemitismus unter Jugendlichen leisten können und was die Möglichkeiten und Grenzen dieses Ansatzes sind. Zudem werden praktische Tipps für die Vorbereitung und Durchführung von Begegnungsprojekten gegeben. Zunächst soll jedoch thematisiert werden, welche Voraussetzungen und Rahmenbedingungen bei der Planung von Begegnungen bedacht werden sollten. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf die Perspektive von Jüdinnen und Juden gelegt, die in diesem Kontext oft nicht ausreichend berücksichtigt wird.

Wer begegnet wem?

Auf der einen Seite steht eine Gruppe von nichtjüdischen Jugendlichen, z.B. eine Schulklasse oder eine Gruppe aus einem Jugendclub – Gruppen, die sich ganz unterschiedlich zusammensetzen können. Es kann sich dabei um Jugendliche mehrheitsdeutscher Herkunft handeln, um Jugendliche mit migrantischem Hintergrund oder um gemischte Gruppen, in denen junge Menschen verschiedener kultureller Herkunft versammelt sind. Auf der anderen Seite sollen eine oder mehrere jüdische Ansprechperson/en stehen, also ein Jude, eine Jüdin oder eine Gruppe jüdischer Jugendlicher. Letzteres klingt zunächst vielleicht eindeutiger, doch der Schein trügt: Auch diese Seite kann, ebenso wie die nichtjüdische, eine sehr heterogene und vielschichtige Zusammensetzung aufweisen.

Es gilt also, zunächst einmal die verwendeten Begrifflichkeiten zu klären. Begriffe, welche die Zugehörigkeit von Menschen zu einer bestimmten Gruppe beschreiben sollen, stellen immer eine Vereinfachung dar. Deshalb sind auch die in diesem Artikel wie selbstverständlich verwendeten Bezeichnungen wie »muslimisch«, »jüdisch«, »christlich«, »Migrationshintergrund«, »mehrheitsdeutsch« oder »jüdische Gruppe« problematisch. Sie sind zunächst nicht näher definiert und werden dazu benutzt, um Menschen einer bestimmten Kategorie zuzuordnen und ihnen ein Etikett zu verpassen. Die Menschen werden einer Gruppe zugewiesen, die wir meinen zu kennen und unter der wir uns etwas Bestimmtes vorstellen. Jede/r von uns verbindet mit diesen Begrifflichkeiten bestimmte stereotype Bilder, die in unserer Gesellschaft mit Wertungen behaftet sind. Dadurch werden diese Menschen in Schubladen gepresst, eingeengt und auf diese Bilder reduziert. Doch gleichzeitig werden die Begrifflichkeiten dazu benötigt, um komplexe Sachverhalte auf eine verständliche Art und Weise darzustellen.

Die Vorbereitung einer Begegnung sollte dazu genutzt werden, sich Gedanken über solche wie selbstverständlich verwandten Begrifflichkeiten zu machen und die dahinter stehenden Bilder, die gesellschaftlichen Kontexte sowie das damit verbundene Welt- und Menschenbild zu hinterfragen. Handelt es sich bei ihnen um Selbst- oder Fremdwahrnehmungen bzw. um Selbst- oder Fremdzuschreibungen? *Bei diesem Reflexionsprozess sollte man auch zu klären versuchen, wer man selbst ist und wer die »Anderen« sind, die man treffen möchte, was »Andere« in einem sehen mögen und was man selbst in »Anderen« sieht.*

Fragen für diese Auseinandersetzung können sein:

Wer sind »wir«, als Gruppe, und wer ist jeder einzelne von uns? Sind »wir« beispielsweise »Deutsche«, »Ausländer/innen«, »Türk/innen«, »Araber/innen«, »Palästinenser/innen«, »Libanes/innen palästinensischer Herkunft«? Oder »in Deutschland aufgewachsen«, »Deutsche ausländischer Herkunft« oder »in Deutschland lebende Ausländer/innen«, »Deutsch-Türk/innen« oder »deutsch sozialisierte Türk/innen«, »kurdischstämmige Deutsche«, »Ägypter/innen mit deutschem Pass«, keines davon oder eine Mischung aus alledem?

Wer bestimmt eigentlich, wer wir sind, was wir sind, wer wir zu sein haben? Wer hat die Deutungsmacht über uns und unsere Identität? Wir selbst? Die »Anderen«, die Umwelt, die Familie, die Lehrer/innen und Erzieher/innen oder eine Mischung aus alledem?

Wodurch wird unsere Persönlichkeit geformt und bestimmt? Durch unsere Nationalität, unsere ethnische Herkunft oder durch das Land, in dem wir aufwachsen? Und was bedeutet es, wenn wir in mehreren Gesellschaften gelebt haben oder uns sogar gleichzeitig in verschiedenen bewegen?

Wodurch werden wir geprägt? Durch unsere Familie, Tradition, Religion? Oder eher durch das Umfeld, in dem wir uns bewegen, durch unsere Freunde, Klassenkamerad/innen, Lehrer/innen und Erzieher/innen usw.?

Beim Nachdenken über diese Fragen wird klar, dass jede Gruppe auch in sich sehr heterogen ist und dass jede einzelne Person innerhalb der eigenen Gruppe verschiedene Persönlichkeitsfacetten besitzt und unterschiedliche Selbst- und Fremdbilder in sich trägt. Noch deutlicher wird dies, wenn man sich nicht nur mit Fragen der kulturellen oder nationalen Herkunft beschäftigt, sondern darüber hinaus andere Faktoren wie Geschlecht, soziales Milieu oder sexuelle Orientierung einbezieht, die ebenso Identitäten prägen. Dieser Reflexionsprozess ist wichtig, um die scheinbar klaren Fronten „Wir“ und „die Anderen“ aufzubrechen und eine Offenheit gegenüber der Begegnung zu erzeugen.

Und wem möchte nun die nichtjüdische Gruppe begegnen? Wer ist die jüdische Seite, bzw. wer kann sie sein? *Reflektiert werden sollte, wen sich die Pädagog/innen, die die Begegnung organisieren, als Gegenüber vorstellen und wen die nichtjüdische Gruppe.* Wen möchte man als Gesprächspartner/in haben? Wer oder was sind überhaupt Jüdinnen und Juden? Das ist den Beteiligten meist gar nicht klar, und es herrschen oft sehr diffuse Bilder von Jüdinnen und Juden in den Köpfen vor.

Tatsächlich ist diese Frage nicht leicht zu beantworten, da es unterschiedliche Definitionen davon gibt, wer Jüdin oder Jude ist. Laut der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, ist es allein eine Person, die entweder von einer jüdischen Mutter geboren wurde oder die den halachischen Regeln entsprechend zum Judentum übergetreten ist. Doch die Realität sieht sehr viel komplexer und komplizierter aus. Es gibt eine große Bandbreite von jüdischen Identitäten und von Menschen, die sich als jüdisch definieren, als jüdisch angesehen werden oder die sich auf irgendeine Weise, manchmal auch in Abgrenzung, zum Judentum positionieren. Ist jemand jüdisch, der oder die Mitglied einer jüdischen Gemeinde ist, ist es eine Person, die im weitesten Sinne jüdischer Abstammung ist oder aber eine, die sich als jüdisch bezeichnet? Ist es jemand, der oder die nach jüdischer Tradition lebt, oder jemand, der oder die Religion kritisch gegenübersteht?

Beim Versuch zu klären, wer authentisch das Judentum verkörpern kann, stellt sich wiederum die Frage, ob eine Selbst- oder eine Fremdzuschreibung zugrunde gelegt wird. Die genannten Fragen sollten im Vorfeld einer Begegnung reflektiert werden, zunächst von den Organisator/innen und der pädagogischen Begleitung, anschließend aber auch von der gesamten Gruppe. Das kann zum Beispiel im Rahmen einer Diskussion über die eigene Identität geschehen.

Bilder vom »Anderen«

Bei der Vorbereitung einer Begegnung muss bedacht werden, dass auf beiden Seiten Bilder übereinander vorhanden sind – Bilder von der »Wir-Gruppe« und von der Gruppe »der Anderen«, die ein offenes Aufeinanderzugehen erschweren können. Bedingt durch die lange Geschichte des christlichen Antijudaismus und des Antisemitismus in Deutschland ist im kulturellen Gedächtnis eine große Bandbreite von Ressentiments, Vorurteilen und stereotypen Bildern über Jüdinnen und Juden verankert, die sich auch bei Kindern und Jugendlichen wiederfinden. Diese Bilder unterscheiden sich bei Jugendlichen unterschiedlicher kultureller Herkunft in der Regel kaum; Jugendliche mit Migrationshintergrund verfügen jedoch meist über zusätzliche Bezüge zu herkunftsspezifischen Diskursen und Bildern. Auch verschwörungstheoretisches Denken ist häufig anzutreffen – nicht nur, aber auch bei Jugendlichen mit arabischem und türkischem Hintergrund, da solche Theorien in den Herkunftsländern ihrer Familien populär sind und von dort über die Medien auch in Deutschland verbreitet werden.

Doch auch auf jüdischer Seite können Vorbehalte, Ressentiments und vorgefertigte Bilder über »die Anderen« in den Köpfen präsent sein, welche meist aus Unwissenheit, Unsicherheit und Ängsten entstehen. So mögen sich beispielsweise Schüler/innen der Jüdischen Oberschule in Berlin bestimmte, zum Teil negativ gefärbte Bilder von Gleichaltrigen aus dem Berliner Bezirk Neukölln machen, der im medialen und öffentlichen Diskurs immer wieder als Synonym für eine misslungene Integrationspolitik und ihre negativen Auswirkungen erhalten muss. Ressentiments werden insbesondere Jugendlichen mit arabischem oder muslimischem Hintergrund entgegengebracht und hängen unter anderem mit dem Nahostkonflikt zusammen. Dabei spielt oft die Befürchtung eine Rolle, als Juden für die Politik israelischer Regierungen gegenüber den Palästinenser/innen verantwortlich gemacht zu werden und deshalb antisemitischen Angriffen ausgesetzt zu sein. Zusätzlich können auch bei jüdischen Jugendlichen rassistische Stereotype vorhanden sein, wie sie auch in der deutschen Mehrheitsgesellschaft verbreitet sind.

Die besondere Situation in Deutschland

Aufgrund der Geschichte stellt sich in Deutschland die Situation der jüdischen Minderheit völlig anders dar als in einigen anderen westeuropäischen Ländern wie England und Frankreich oder auch in den USA, wo jüdisches Leben in der Gegenwart eine Selbstverständlichkeit ist. Neben einer sehr langen Tradition der Judenfeindschaft wirkt die Geschichte des Nationalsozialismus und der Shoah in Deutschland bis heute fort. Auch wenn die Jugendlichen heute meist schon der dritten oder vierten Nachkriegsgeneration angehören, ist dieses Thema weiterhin in den Köpfen virulent und wird bei nahezu allen Begegnungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Menschen eine Rolle spielen. Diese Überlegungen sollten bei der Planung und Vorbereitung einer solchen Begegnung berücksichtigt werden.

Vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte und der angesichts des aktuellen Antisemitismus speziellen Situation von Jüdinnen und Juden in Deutschland gibt es auf beiden Seiten bestimmte Befindlichkeiten und Sensibilitäten, die beachtet und reflektiert werden sollten. Juden werden hierzulande insbesondere durch die Darstellung im Geschichtsunterricht immer noch fast ausschließlich als Opfer wahrgenommen, als passiv leidende Objekte der Geschichte. Deshalb ist ein wichtiges Ziel von Begegnungen, dies zu ändern und Jüdinnen und Juden als handelnde Subjekte der Geschichte und Gegenwart kennenzulernen. Außerdem ist bei vielen Jugendlichen immer wieder die Vorstellung anzutreffen, Juden seien eine ausgestorbene Spezies, die zwar in der Vergangenheit existiert hat, die es aber heute, zumindest in Deutschland, nicht mehr gibt. Vielen Jugendlichen ist nicht bewusst, dass es auch heute noch Jüdinnen und Juden gibt und dass das Judentum eine lebendige Kultur, Religion und Tradition ist, die im Hier und Heute gelebt wird, sich weiterentwickelt und aktuell ist. Gerade deshalb sind Jugendliche oft neugierig darauf, »richtige«, »echte«, »authentische« Jüdinnen und Juden zu treffen.

Doch bei allem Interesse und aller Neugier auf Seiten der Jugendlichen darf nicht übersehen werden, dass in Deutschland für nichtjüdische Menschen eine Begegnung mit Jüdinnen und Juden auch heute noch nichts Alltägliches ist, sondern einen Ausnahmecharakter besitzt. Das ruft bei vielen durchaus gemischte Gefühle hervor. *Bei Jugendlichen mehrheitsdeutscher*

Herkunft kann dabei die Vergangenheit zum Problem werden. Auch über 60 Jahre nach der Shoah kann es einen unbewussten Subtext geben, der sich auf die Vergangenheit der beiden Herkunftsgruppen bezieht.

Oft nehmen herkunftsdeutsche Jugendliche – mehr oder weniger bewusst – eine Abwehrhaltung gegenüber Jüdinnen und Juden ein, weil sie in ihnen die Vertreter/innen einer bestimmten Gruppe sehen, der sie gleichzeitig die Rolle einer gesellschaftlichen Moralinstanz zuschreiben. Sie argwöhnen, von ihnen mit der deutschen Vergangenheit konfrontiert und für sie pauschal schuldig gesprochen zu werden. Das kann unter Umständen in eine Weigerung münden, sich überhaupt mit der Geschichte zu beschäftigen. Eine solche Verweigerungshaltung kann sich auf das gesamte Themengebiet Judentum und jüdische Geschichte ausdehnen. Dieser Faktor kann – manchmal eher unbewusst und auf den ersten Blick gar nicht wahrnehmbar – auch die unmittelbare Begegnung mit einer jüdischen Person unterschwellig prägen, selbst wenn das neuralgische Thema Vergangenheit gar nicht direkt angesprochen wird. Dennoch können solche Subtexte den Verlauf einer Begegnung negativ beeinflussen.

Für Jugendliche mit migrantischem Hintergrund stellt sich die Situation bei einer solchen Begegnung oft etwas anders dar, auch wenn sie in Deutschland sozialisiert wurden. Gerade für Jugendliche arabisch-palästinensischer oder muslimischer Herkunft sind Begegnungen mit Jüdinnen und Juden zuweilen besondere Herausforderungen mit einer anders gelagerten Problematik. Ein Unterschied liegt in ihrem Verhältnis zur deutschen Geschichte: Viele dieser Jugendlichen identifizieren sich, auch aufgrund von Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen, nicht so stark mit Deutschland, als dass sie die Geschichte dieses Landes als die ihre adaptieren oder zumindest als für sich relevant wahrnehmen. Das kann dazu führen, dass sie keinen Sinn darin sehen, sich überhaupt mit der deutschen Geschichte und insbesondere mit dem Nationalsozialismus und der Shoah auseinanderzusetzen.

Ein weiterer Unterschied liegt darin, dass insbesondere für Jugendliche mit palästinensischem oder arabischem Hintergrund der Nahostkonflikt ein wichtiges Thema darstellt, das ihr Verhältnis zu Jüdinnen und Juden – die häufig mit Israelis gleichgesetzt werden – prägt und das bei einer Begegnung mit jüdischen Menschen eine viel größere Rolle spielt als bei ihren mehrheitsdeutschen Altersgenoss/innen. Manche weigern sich, sich mit dem Nationalsozialismus und der Shoah zu beschäftigen, weil sie aufgrund des Nahostkonflikts Jüdinnen und Juden nicht als Opfer sehen und behandelt wissen wollen. Interessant ist, dass diese Betrachtungsweise zwar einen Unterschied zu herkunftsdeutschen Jugendlichen konstituiert, aber gleichzeitig auch eine Parallele aufweist: Mehrheitsdeutsche Jugendliche sehen Jüdinnen und Juden zwar vornehmlich als Opfer, während Jugendliche mit arabischem Hintergrund Jüdinnen und Juden als Täter/innen im Nahostkonflikt wahrnehmen. Auf der anderen Seite können sich Jugendliche beider Gruppen an dem Punkt treffen, dass sie Jüdinnen und Juden nicht (mehr) als Opfer sehen möchten – die einen aus Gründen der Schuldabwehr, die anderen, weil sie innerlich nicht zulassen wollen, dass diejenigen, die (vermeintlich) Palästinenser/innen Unrecht zufügen, selbst Opfer sein können. In diesem Kontext sollte jedoch nicht übersehen werden, dass auch mehrheitsdeutsche Jugendliche, aber auch Jugendliche beispielsweise türkischer Herkunft zunehmend den Nahostkonflikt als Projektionsfläche für antisemitische Ressentiments nutzen.

Hinzu kommt, dass Jugendliche arabischer Herkunft oft das Gefühl haben, das Leid der Palästinenser/innen werde besonders hier in Deutschland nicht gesehen oder anders bewertet als anderswo, weil die Deutschen immer noch mit ihrer Schuld aus dem Zweiten Weltkrieg beschäftigt seien. Sie hegen den Verdacht, dass Deutsche deshalb von vornherein Partei für Israel oder »die Juden« ergreifen und dass deshalb auch eine Begegnung, die von mehrheitsdeutschen Pädagog/innen initiiert und durchgeführt wird, nicht ausgewogen und fair ablaufen könne. Dieser Verdacht steht oft unausgesprochen im Raum und kann eine Begegnung mit Jüdinnen und Juden belasten. Zudem können Unsicherheiten, Ängste, Befangenheit und andere starke Gefühle gerade bei dieser Klientel eine hohe Hemmschwelle darstellen, die zunächst schwer zu überwinden scheint. So sind viele Jugendliche durch die negative und einseitige Darstellung von Jüdinnen und Juden in arabischen Medien und durch entsprechende Ansichten in ihren Familien voreingenommen und fürchten, durch eine Begegnung in Loyalitätskonflikte zu geraten. *Solche Gedanken und Gefühle der Jugendlichen sollten auf jeden Fall ernst genommen und im Vorfeld besprochen werden.*

Begegnungen aus jüdischer Perspektive

Weiter oben wurde bereits danach gefragt, wer denn die jüdische Seite überhaupt ist oder sein kann. Hier soll nun die Frage aufgeworfen werden, welches Interesse Jüdinnen und Juden eigentlich an einem Begegnungsprojekt haben könnten. Warum sollten sie sich an einer solchen Initiative beteiligen? Was könnte für sie daran wichtig sein? Was könnte ihre Motivation sein, und welchen Gewinn können sie daraus ziehen?

Anders als bei Nichtjüdinnen und -juden sind Begegnungen für jüdische Menschen keine Ausnahmeerscheinung. Während es für Nichtjüdinnen und -juden ein aufregendes Erlebnis sein mag, zum ersten Mal im Leben »echte Juden« zu sehen, sind Begegnungen mit nichtjüdischen Menschen für Jüdinnen und Juden alltäglich und stellen eine Normalität dar. Bei jüdischen Menschen sind also das Interesse und das Bedürfnis, in einem organisierten Rahmen Nichtjuden und -jüdinnen zu treffen, erst einmal weniger ausgeprägt als umgekehrt. Das kann auch dazu führen, dass sie auf die Idee eines Begegnungsprojekts, das von nichtjüdischer Seite an sie herangetragen wird, erst einmal weniger offen reagieren, als es sich die Organisator/innen vielleicht erwartet haben.

Die Beweggründe jüdischer Menschen, trotz dieser Voraussetzung an einer solchen Begegnung teilzunehmen, können so vielfältig sein, wie es die Gruppe der Juden und Jüdinnen selbst ist. Zum einen kann ein Bedürfnis vorhanden sein, anderen etwas von der eigenen Kultur, Religion, Geschichte und Lebensweise zu vermitteln. Zum anderen kann auch die Hoffnung eine Rolle spielen, durch Engagement und den Einsatz der eigenen Person zum Abbau von Vorurteilen im Allgemeinen und von Antisemitismus im Besonderen beizutragen. Ein weiteres Moment kann die Neugier darstellen, Menschen mit einem anderen Hintergrund kennen zu lernen, um dadurch eigene Sichtweisen zu hinterfragen und den eigenen Horizont zu erweitern.

Bei jüdischen Jugendlichen kann zudem das Motiv eine Rolle spielen, sich in einem sicheren Rahmen mit anderen – insbesondere mit Jugendlichen mit arabisch-muslimischem Hintergrund – zusammenzusetzen und ins Gespräch zu kommen. Dabei können dann auch schwierige Themen zur Sprache kommen, die sonst eher ausgeklammert werden. Zwar haben auch jüdische Jugendliche oft Kontakt zu Nichtjuden und -jüdinnen, vor allem, wenn sie staatliche Schulen besuchen. Viele von ihnen achten aber darauf, bestimmte Bereiche wie etwa ihre jüdische Identität, die deutsch-jüdische Geschichte oder den Nahostkonflikt nicht



Die Jüdische Oberschule in Berlin (Foto: Hauke Cornelius)

zu thematisieren, weil sie Angst vor Zurückweisung und Anfeindungen haben. Außerdem gibt es meist wenig Kontakt zu Jugendlichen mit muslimischem Hintergrund. So ist z.B. bei manchen jungen Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde zu beobachten, dass sie eher unter sich bleiben. Hinzu kommt die Tatsache, dass in einer Stadt wie Berlin der Aktionsradius von Jugendlichen meist auf den eigenen Stadtteil beschränkt bleibt. So berichten beispielsweise Schüler/innen der Jüdischen Oberschule, die sich im Bezirk Mitte befindet, dass sie so gut wie keine Berührung mit Jugendlichen aus anderen Bezirken haben. Schüler/innen mit arabischem oder türkischem Hintergrund aus dem angrenzenden Nachbarbezirk Kreuzberg oder aus Neukölln, nur wenige U-Bahn-Minuten entfernt, erscheinen ihnen wie aus einer anderen Welt entstammend, zu der sie keinen Zugang haben. Deshalb können Begegnungen unsichtbare Barrieren durchbrechen und ganz neue Möglichkeiten und Horizonte eröffnen.

Gerade diese zuweilen als Isoliertheit empfundene Situation sowie Ängste vor Anfeindungen, persönliche Sensibilitäten und schlechte Erfahrungen machen eine Begegnung für Jüdinnen und Juden oft zu einer schwierigen Angelegenheit. Deshalb ist es wichtig, auf diese Empfindungen Rücksicht zu nehmen. Ein weiteres Problem liegt darin, dass bei jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen für die jüdische Seite leicht eine Art »Zoosituation« entstehen kann, die von Jüdinnen und Juden immer wieder als ein Grund dafür angegeben wird, solche Situationen zu meiden. Sie fühlen sich angestarrt wie seltene Tiere und als Vertreter/innen ihrer »Spezies« vorgeführt oder sogar missbraucht. Dies kann jedoch durch entsprechende Rahmenbedingungen verhindert werden. Daher sollte man die Begegnung so gestalten, dass beide Seiten einander Interesse und Offenheit entgegenbringen und dass man sich »auf Augenhöhe« begegnen kann. Beide Gruppen sollten sich aktiv einbringen und vielleicht sogar gemeinsam an etwas arbeiten oder etwas gestalten können, damit nicht nur die eine Gruppe die andere bestaunt.

Suche nach geeigneten Ansprechpartner/innen

Ein organisatorisches Problem für jüdisch-nichtjüdische Begegnungen liegt in der Demografie. Jüdinnen und Juden stellen in Deutschland mit einem Anteil von ca. 0,1% an der Gesamtbevölkerung eine verschwindend kleine Minderheit dar. Offiziell sind ca. 120.000 Jüdinnen und Juden in den Jüdischen Gemeinden registriert, und im Zentralrat der Juden in Deutschland sind 23 Landesverbände mit insgesamt 107 Gemeinden organisiert.¹ Obwohl die Anzahl der Mitglieder der jüdischen Gemeinden, die zwischen 1945 und 1990 fast konstant bei 30.000 lag, inzwischen wieder stark gestiegen ist und obwohl das Gemeindeleben aufblüht, kann der Bedarf an Gesprächspartner/innen von jüdischer Seite nicht gedeckt werden.

Die größten Gemeinden befinden sich in Berlin mit ca. 12.000, in München mit ca. 9.000, in Düsseldorf mit ca. 7.500 und in Frankfurt am Main mit über 7.000 Mitgliedern. Bei den meisten Gemeinden handelt es sich um Einheitsgemeinden, unter deren Dach unterschiedliche religiöse Ausrichtungen nebeneinander existieren. Daneben haben sich in den 1990er Jahren noch einige kleinere Gemeinden und Kulturvereine gebildet, die sich als progressiv bzw. liberal verstehen. Dazu kommt noch eine größere, schwer schätzbare Anzahl von Jüdinnen und Juden ohne Gemeindezugehörigkeit, die vom Religionswissenschaftlichen Medien- und Informationsdienst e.V. mit 90.000 angegeben wird.² *Allein aufgrund der Zahlenverhältnisse kann es also schwierig sein, eine solche Begegnung zu initiieren.*

Neben den demografischen Voraussetzungen stellt sich die Frage, wer auf jüdischer Seite als kompetente/r Gesprächspartner/in in Frage kommt und wo man eine solche Person finden kann. Zusätzlich zu der Frage, wer überhaupt jüdisch ist und wen man sich als jüdische/n Gesprächspartner/in vorstellt, steht man also vor dem Problem, wer als Ansprechpartner/in geeignet ist. Nicht jede Jüdin und jeder Jude ist aufgrund ihrer bzw. seiner Zugehörigkeit prädestiniert, über jüdische Religion, Kultur und/oder Geschichte Auskunft zu geben, über Themen wie den Nationalsozialismus oder den Nahostkonflikt zu reden und als Gegenüber für eine Begegnung zu fungieren. Genauso wenig wie jeder Mensch mit christlichem oder muslimischem Hintergrund Experte oder Expertin für das Christentum bzw. den Islam ist, sind

¹ Vgl. <http://www.zentralratjuden.de/de/topic/5.html> (Stand 16.06.2009).

² Vgl. http://www.remid.de/remid_info_zahlen.htm (Stand 16.06.2009). Zum Vergleich: Die gleiche Quelle gibt die Zahl der in Deutschland lebenden Muslime mit ca. 3,5 Millionen an.

jüdische Menschen nicht per se Expert/innen für ihre Religion. Deshalb muss man sorgfältig auswählen, wer für solch ein nicht immer leichtes Unterfangen in Frage kommt. Trotzdem muss man nicht unbedingt ein Diplom in Judaistik und Pädagogik besitzen, um an einer Begegnung gewinnbringend teilnehmen zu können.

Je nach Anliegen und Interessenslage der Gruppe muss entschieden werden, was für eine Art von Gesprächspartner/in sinnvoll sein kann. Noch gibt es Überlebende der Shoah, die gegebenenfalls als Gesprächspartner/innen in Frage kommen können, bei denen man aber besonders genau prüfen muss, ob eine Konfrontation mit »problematischen« Jugendlichen sinnvoll und zumutbar erscheint. Auch von jüdischen Jugendlichen wird zum Teil erwartet, dass sie Expert/innen für das Judentum seien, und es kann eine überraschende Erfahrung für Pädagog/innen und Jugendliche sein festzustellen, dass das Judentum vielleicht eine viel kleinere Rolle im Leben der jungen Jüdinnen und Juden spielt als angenommen und dass das Judentum von ihnen nicht ausschließlich als Religion definiert wird.

Ansprechpartner/innen für die Suche nach geeigneten Gesprächspartner/innen können jüdische Institutionen vor Ort sein. An erster Stelle sind hier die Jüdischen Gemeinden zu nennen, aber auch weitere Institutionen wie der Zentralrat der Juden in Deutschland mit Sitz in Berlin, die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (Frankfurt am Main), jüdische Sport- oder Kulturvereine oder jüdische Schulen kommen dafür in Frage. Allerdings sollte man beachten, dass diese Institutionen meist nicht in der Lage sind, allen Anfragen nachzukommen. Außerdem sind gerade die Jüdischen Gemeinden zunächst einmal für innerjüdische Belange zuständig und haben aufgrund ihrer schwierigen Situation in Deutschland oft mit existenziellen Problemen zu kämpfen. *Deshalb fehlen vielen Gemeinden die Kapazitäten, auf Bedürfnisse von außen zu reagieren und alle Wünsche nach Dialog und Austausch zu erfüllen.*

Empfehlungen für die Durchführung von Begegnungsprojekten

Bei den pädagogischen Fachkräften, die eine jüdisch-nichtjüdische Begegnung planen, sollte im Vorfeld die eigene Auseinandersetzung mit dem Thema an erster Stelle stehen. Wie ist mein eigenes Verhältnis zu Jüdinnen und Juden, wo habe ich selbst möglicherweise Vorbehalte, und was erwarte ich mir von einer Begegnung der Jugendlichen aus meiner Einrichtung mit jüdischen Jugendlichen? Ein solcher Selbstklärungsprozess ist wichtig, um die Qualität und den Erfolg eines Begegnungsprojekts zu gewährleisten.

Gleichzeitig empfiehlt es sich zu überlegen, ob und unter welchen Umständen eine Begegnung überhaupt sinnvoll und für alle Beteiligten gewinnbringend sein kann. Dazu ist es notwendig, dass das Zusammentreffen auf freiwilliger Basis stattfindet und dass es von Interesse und Offenheit getragen wird sowie von der Bereitschaft, eigene Sichtweisen in Frage zu stellen. Die (gegenseitige) Einschätzung »der Anderen« sollte nicht zu extrem und zu negativ sein. Es muss daher im Vorfeld abgeschätzt werden, bei wie vielen Jugendlichen solche extremen Ansichten vorhanden sind und wie viel Rückhalt diese in der Gesamtgruppe besitzen. Allerdings soll darauf hingewiesen werden, dass lauthals geäußerte extreme Einstellungen nicht per se ein Ausschlusskriterium sein müssen. Vielmehr gilt es herauszufinden, wie tief diese Einstellungen tatsächlich verankert sind und ob man darüber ins Gespräch kommen kann. Oft werden solche Äußerungen unbedacht reproduziert, ohne dass sich dahinter ein verfestigtes antisemitisches oder verschwörungstheoretisches Weltbild verbirgt, oder sie dienen der Provokation, sollen eigene Ängste und Unsicherheiten kaschieren und das eigene Ego und Prestige stärken.

Wenn man unter diesen Voraussetzungen zu dem Schluss gekommen ist, dass eine Begegnung möglich ist, dann sollte man die Auswahl des Gegenübers sorgfältig vornehmen. Dabei ist darauf zu achten, dass die Begegnung soweit wie möglich »auf Augenhöhe« stattfinden kann. Idealerweise sollten die beiden Gruppen möglichst einen gleichen oder zumindest ähnlichen ökonomischen und sozialen Status sowie ein vergleichbares Bildungsniveau besitzen, vom Alter her nicht zu weit auseinander liegen und in einem ausgewogenen Zahlenverhältnis zueinander stehen. Dass dies zumindest annähernd zutrifft, ist wichtig, um eine gute, ausgewogene Ausgangsbasis herzustellen. Da eine solche Jugendgruppe aus den bereits genannten organisatorischen Gründen oft schwer zu finden ist, bietet sich unter Umständen ein/e erwachsene/r Gesprächspartner/in als Alternative an.



Schulprojekttag des Projekts »Lokrat« (Foto: Thomas Tröster)

Eine gründliche Vorbereitung ist eine wichtige Grundlage für eine gelungene Begegnung. Beide Gruppen sollten sorgfältig auf das Kennenlernen vorbereitet werden, um sich innerlich aufeinander einstellen zu können. Die Vorbereitung sollte sowohl eine inhaltliche, auf die rationale Ebene zielende Komponente in Form eines Wissensinputs enthalten als auch einen emotionalen Anteil. Je nach potenziell gegenüber, Thema und Ziel der Begegnung sollte vor dem Treffen zu relevanten Themen, welche die andere und die eigene Gruppe betreffen, gearbeitet werden. In Frage kommen Themen wie z.B. jüdische und muslimische Geschichte, Religion und Kultur, die Geschichte des Antisemitismus, des Nationalsozialismus und der Shoah sowie die Geschichte des Nahostkonflikts. Die Jugendlichen erwerben so Grundkenntnisse, auf deren Basis sie dann ins Gespräch kommen können. Sie sollten sich vorher schon innerhalb ihrer jeweiligen Gruppe mit diesen Inhalten diskursiv auseinandergesetzt haben und dazu angeregt werden, sich weiter mit ihnen zu beschäftigen und eigene Fragen zu formulieren, die bereits im Vorhinein den Gesprächspartner/innen übermittelt werden können. Die Fragen können aber auch gesammelt und erst bei der Begegnung gestellt werden. Ebenfalls der Vorbereitung dienen können Fakten über den Hintergrund des jeweiligen Gegenübers, eine Diskussion über die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Jugendlichen, über eigene Diskriminierungserfahrungen, über Fragen nach der kulturellen und religiösen Identität der Jugendlichen sowie Gespräche über Vorstellungen, Gedanken und Gefühle zu der bevorstehenden Begegnung.

Es ist wichtig, dass die Begegnung durch eine gute, erfahrene Moderation begleitet wird, die für beide Seiten akzeptabel ist und die mit den kulturellen und gesellschaftlichen Hintergründen beider Seiten vertraut ist. Sie kann als Vermittlerin und möglicherweise sogar als Integrationsfigur fungieren. Das Gespräch könnte auch von zwei Personen geleitet werden, wobei es sich dann anbietet, jeweils eine Person auszuwählen, die von einer der beiden Seiten respektiert wird. Die Moderation sollte in das Gespräch einleiten, Regeln für das soziale Miteinander aufstellen oder – idealerweise – bereits vorher gemeinsam mit den Jugendlichen erarbeitete Regeln wiederholen, und sie sollte das Gespräch und das Miteinander strukturieren. So kann es beispielsweise sinnvoll sein, das Gespräch in thematische Blöcke zu untergliedern.

Empfehlenswert ist, zunächst die für die Jugendlichen brisantesten Themen auszuklammern und die Jugendlichen sich erst einmal zwanglos kennenlernen zu lassen. Nachdem sie einander als reale Personen gesehen haben, miteinander vertraut geworden sind und nicht mehr nur als Bilder und Projektionsflächen existieren, kann man auf dieser Grundlage auch heikle Themen wie den Nahostkonflikt in Angriff nehmen.

Inhaltlich gilt es im Allgemeinen, bei den Gemeinsamkeiten und nicht bei den Differenzen anzusetzen. Zum Beispiel können in Gruppen, in denen viele Jugendliche mit muslimischem

Hintergrund vertreten sind, die Religionen Judentum und Islam besprochen werden; die Teilnehmenden können sich gegenseitig dazu befragen und dabei Berührungspunkte und Ähnlichkeiten herausarbeiten. Die Erfahrung, zahlreiche zuvor unvermutete Parallelen zu entdecken, kann zu Überraschungen und zu einer Öffnung führen, Spaß machen und schnell gemeinsamen Gesprächsstoff liefern. Je nach Zusammensetzung der Gruppen können Themen wie Migration, Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen, Identität, Kultur, Herkunft oder Familie für beide Gruppen relevant sein. Dabei lassen sich gemeinsame Erfahrungshorizonte erschließen, die auch auf andere Gemeinsamkeiten lenken können, welche Jugendliche im gleichen Alter verbinden.

Insgesamt sollte ein möglichst integrativer Ansatz verfolgt werden. Da die meisten Gruppen heterogen sind, ist darauf zu achten, dass bei einer Begegnung nicht neue Ein- und Ausschlüsse entstehen. So kann es beispielsweise geschehen, dass in Gruppen, in denen einige Schüler/innen mit muslimischem Hintergrund sind und in denen der Fokus auf den Vergleich von Judentum und Islam gelegt wird, sich Schüler/innen anderer Konfessionen ausgeschlossen fühlen. Ebenso können sich konfessionell nicht gebundene oder areligiöse Schüler/innen beim Oberthema Religion nicht angesprochen fühlen. Kurz, es sollte genau darauf geachtet werden, dass alle Anwesenden gleichermaßen eingebunden werden.

Es ist wichtig, einen Raum für eine Auseinandersetzung auf persönlicher Ebene zu schaffen. Ein reiner Austausch von Informationen und Fakten auf einer sachlich-rationalen Ebene reicht nicht aus. Das notwendige Faktenwissen über die eigene und die »fremde« Kultur sollte ergänzt werden durch eine echte persönliche Begegnung. Die Teilnehmenden sollten Meinungen, Gedanken und Gefühle äußern und darüber offen miteinander sprechen können. Wenn sich einmal Emotionen Bahn brechen sollten, ist es Aufgabe der Moderation, diese aufzufangen und in ruhigere Bahnen zu lenken, ohne dabei das Mitteilungsbedürfnis, die Gesprächsbereitschaft und den Dialog »abzuwürgen«.

Bei einer Begegnung muss gewährleistet sein, dass auf die Bedürfnisse und Befindlichkeiten aller Teilnehmenden eingegangen wird und dass die Jugendlichen vor (verbalen) Angriffen geschützt sind. Alle sollten das Gefühl haben, in einem geschützten Raum offen ihre Gedanken und Gefühle aussprechen zu können, ohne von vornherein negativen Zuschreibungen oder sogar Anwürfen und Übergriffen ausgesetzt zu sein. Dabei sollte man überlegen, was den Teilnehmenden der Begegnung zuzumuten ist. So sollten beispielsweise Shoah-Überlebende nicht mit einer Gruppe rechtsradikaler oder stark antisemitischer Jugendlicher konfrontiert werden.

Um einen möglichst intensiven Kontakt herzustellen, empfiehlt es sich, die beiden Gruppen gemeinsam aktiv werden zu lassen, beispielsweise indem man ihnen eine Aufgabe stellt, die sie zusammen lösen sollen. Nach dem ersten Kontakt, meist einem Gespräch, bei dem sich die Jugendlichen gegenseitig »beschnuppern« können, ist es günstig, wenn sie zusammen an etwas arbeiten, einen Workshop machen, an einem Projekttag teilnehmen oder auf eine andere Weise in einen gemeinsamen Rahmen eingebunden sind. Die Erfahrung zeigt, dass sich die Gruppen dann recht schnell mischen und hinter den gemeinsamen Zielen, dem sich entwickelndem Ehrgeiz und dem Spaß die vermeintlich trennenden Elemente rasch in den Hintergrund treten. Diese Methode begünstigt auch die Herstellung eines Miteinanders auf Augenhöhe und vermindert den bereits erwähnten »Zooeffekt«. Durch sie wird eine gleichberechtigte Ausgangsbasis geschaffen, die vor allem für die jüdische Seite sehr wichtig ist. So kann auch diese von einer Begegnung wirklich profitieren und sich als gleichberechtigter und aktiver Teil der Begegnung fühlen.

Die gemeinsame Aktivität kann erweitert werden, indem man den gemeinsamen Rahmen zeitlich ausdehnt, z.B. durch eine gemeinsame Reise, ein Workcamp oder ein längerfristiges Projekt. Wenn die Teilnehmenden eine Weile miteinander leben und auskommen müssen, ist eine Intensivierung des gegenseitigen Kennenlernens möglich.

Den Abschluss einer Begegnung sollte eine Nachbereitung des Projekts in beiden Gruppen sowie in der Gesamtgruppe bilden, aber auch unter den pädagogischen Fachkräften. Gemeinsam kann ausgewertet werden, was gut geklappt hat, was sich die Beteiligten anders oder zusätzlich gewünscht hätten und welche negativen Auswirkungen möglicherweise aufgefangen werden müssen. Die Nachbereitung bildet die Grundlage für eine fundierte

Einschätzung darüber, welche Wirkungen die Begegnung hatte, wie weiter am Thema gearbeitet werden kann und welche Erkenntnisse sich aus den gemachten Erfahrungen für Folgeprojekte ziehen lassen.

Mögliche Alternativen zu jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen

Wie bereits beschrieben, stößt die Organisation von Begegnungen mit jüdischen Jugendlichen oder Erwachsenen an praktische und zum Teil auch pädagogische Grenzen. Wenn sich zeigt, dass eine direkte Begegnung nicht möglich oder aber nicht sinnvoll ist, bieten sich stattdessen einige Alternativen an, die jedoch nicht alle gleichermaßen als adäquater Ersatz geeignet sind.

Deutsch-israelischer Jugendaustausch

Naheliegend ist für viele Pädagog/innen die Durchführung einer deutsch-israelischen Begegnung als Alternative – anscheinend sogar oft naheliegender als eine Begegnung mit Jüdinnen und Juden vor Ort. Häufig wird ein deutsch-israelischer Jugendaustausch als Maßnahme durchgeführt, ohne vorher überhaupt in Erwägung gezogen zu haben, ein Zusammentreffen mit deutschen Jüdinnen und Juden zu ermöglichen. Da eine Begegnung mit israelischen Jugendlichen jedoch von ganz anderen Voraussetzungen geprägt ist und bei ihr in der Regel andere Dynamiken entstehen, kann sie nur begrenzt als Ersatz für Begegnungen mit jüdischen Deutschen oder hier lebenden Jüdinnen und Juden anderer Nationalität dienen.

Während eine jüdisch-nichtjüdische Begegnung in Deutschland ein Zusammentreffen zweier Gruppen darstellt, die – wenn möglicherweise auch mit unterschiedlichen Hintergründen und Erfahrungswelten – im gleichen Land unter gleichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen aufwachsen, handelt es sich bei einem deutsch-israelischen Austausch um eine Begegnung im internationalen Kontext. Für jeweils eine der beiden Seiten bedeutet sie einen Besuch auf gänzlich fremdem Terrain, da die Jugendlichen aus Deutschland und aus Israel in unterschiedlichen Ländern auf unterschiedlichen Kontinenten aufwachsen, sofern sie nicht selbst aus dem Nahen Osten oder aus Europa in die jeweils andere Region migriert sind. Die Teilnehmenden sprechen unterschiedliche Sprachen und haben oft Probleme damit, sich in einer gemeinsamen Sprache wie Englisch zu verständigen.

Ebenso werden in dieser Konstellation meist andere Themen relevant, die in Verbindung mit den jeweiligen staatlichen Systemen und Gesellschaften stehen. Doch auch die Beschäftigung mit Themen wie der Shoah verlaufen in der Regel mit (jüdisch-)israelischen Jugendlichen anders, da sie aufgrund ihres eigenen gesellschaftlichen Kontextes über eine andere Perspektive darauf verfügen und andere Erfahrungen im Umgang mit der Geschichte machen, als es jüdische Jugendliche in Deutschland tun. Im Zentrum deutsch-israelischer Austausch- und Begegnungsprojekte steht meist nicht die jüdische Kultur, Religion und Lebenswelt, auch wenn nichtjüdische Jugendliche selbstverständlich in Israel einiges beispielsweise über jüdische Feiertage lernen können. In einem Land, in dem Jüdischsein – zumindest aus jüdisch-israelischer Sicht – eine selbstverständliche Normalität darstellt, spielt für viele säkulare Israelis ihre jüdische Identität im Alltag oft keine große und bewusst thematisierte Rolle. Noch weniger stellen Judentum und jüdische Identität für arabisch-israelische Jugendliche, die ebenso in der israelischen Gruppe vertreten sein können, ein Thema dar, mit dem sie sich identifizieren. Und auch Antisemitismus ist in der Regel bei jüdisch-israelischen Jugendlichen – anders als bei deutschen jüdischen Jugendlichen – kein Thema, mit dem sie in ihrem Alltag immer wieder konfrontiert sind und das sie anhand von Beispielen aus der eigenen Lebenswelt in eine Begegnung einbringen können. Stattdessen fokussieren sich die Gespräche bei deutsch-israelischen Begegnungen neben ländervergleichenden Fragen häufig auf den israelisch-palästinensischen Konflikt, von dem die israelischen (und ggf. palästinensischen) Jugendlichen – anders als in Deutschland lebende jüdische Jugendliche – unmittelbar betroffen sind und auf den sie dadurch eine andere Sicht haben.

Selbstverständlich lassen sich auch zwischen israelischen und deutschen Jugendlichen, ob mit oder ohne Migrationshintergrund, auf zwischenmenschlicher Ebene viele Gemeinsamkeiten finden. Durch die unterschiedlichen Sozialisations- und Lebensbedingungen können aber

die Differenzen von den Austausch-Teilnehmer/innen als gravierender wahrgenommen werden als bei Begegnungen mit in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden, und es besteht die Gefahr, ein »Wir« und »Ihr« zu befördern. Genauso ist es aber möglich, dass beispielsweise deutschen nichtjüdischen Rapper/innen jüdisch-israelische Rapper/innen näher sind als orthodoxe deutsche Jüdinnen und Juden. Gleichzeitig bietet der deutsch-israelische Jugendaustausch nichtjüdischen Jugendlichen die Chance, ein differenziertes Bild von Israel und den dort lebenden Menschen zu gewinnen. Wichtig ist in unserem Kontext bei der Organisation deutsch-israelischer Begegnungen in jedem Fall, dass die Begegnungen nicht dazu beitragen dürfen, einer Gleichsetzung von »Juden« und »Israelis« Vorschub zu leisten, wie sie auch unter Jugendlichen weit verbreitet ist. Denn damit befördert man nicht nur antisemitische Denkmuster, sondern blendet zudem auch die Existenz nichtjüdischer Minderheiten in Israel und jüdischer Menschen in Deutschland aus.

Besuch von Museen, Gedenkstätten und historischen Orten

Eine weitere Alternative zu einer persönlichen Begegnung mit Jüdinnen und Juden stellt ein Besuch in einem Museum dar, das sich mit dem Judentum und jüdischem Leben beschäftigt. Der Besuch einer solchen Institution kann auch eine zusätzliche Möglichkeit sein, die sich mit einer Begegnung gut kombinieren lässt und die vor, nach oder im Zuge einer Begegnung stattfinden kann. Dabei besteht z.B. die Chance, den Besuch zur Vorbereitung – auch mit »schwierigen« Gruppen mit starken antisemitischen Einstellungen – zu nutzen, um sich dem Thema erst einmal behutsam anzunähern. So kann man zunächst einmal einen Wissensinput geben, grundlegende Informationen vermitteln und auf rationaler Ebene Missverständnisse klären. Bei »problematischen« Gruppen kann aber auch der Fall eintreten, dass ein Museumsbesuch überhaupt erst nach einer persönlichen Begegnung und dem Abbau einer Hemmschwelle möglich wird.

Ein Beispiel hierfür ist das Jüdische Museum Berlin (JMB). Obwohl eine Kulturstiftung des Bundes und damit in der Trägerschaft des deutschen Staates, wird das JMB meist als jüdische Institution wahrgenommen. Seit seiner Eröffnung im Jahr 2001 hat sich gezeigt, dass ihm immer mehr eine Stellvertreterrolle zugewiesen wird. Die Lücke, die sich durch den Mangel an Gelegenheit auftut, in Deutschland Jüdinnen und Juden zu treffen, wird nun teilweise vom JMB gefüllt. Das führt aber oft zu Missverständnissen, weil viele Menschen meinen, dass sie dort endlich »richtige Juden« sehen und in Kontakt mit authentischem Judentum kommen. So fungieren das JMB und seine Mitarbeiter/innen in starkem Maße als Projektionsfläche



© Jüdisches Museum Berlin (Foto Jens Ziehe)

für »das Jüdische« in Deutschland. Wenn Menschen merken, dass das Museum diesen Erwartungen nicht entspricht, kann diese Erfahrung zu Enttäuschung und Abwendung führen. Eine persönliche Begegnung kann und will das JMB aber gar nicht leisten, das entspricht nicht seinem Selbstverständnis. Vielmehr sieht es seine Aufgabe darin, jüdische Geschichte, Kultur und Religion in Deutschland zu zeigen und zu vermitteln. Trotzdem können solche Bedürfnisse zum Teil im JMB aufgefangen und kanalisiert werden. Außerdem besteht in Einzelfällen die Möglichkeit, jüdische Gesprächspartner/innen zu vermitteln. Wie auch das im nächsten Teil dieser Handreichung vorgestellte Projektbeispiel zeigt, hat das JMB in letzter Zeit vermehrt versucht, selbst jüdisch-nichtjüdische Begegnungen zu initiieren.³

Arbeit mit Materialien und Medien

Wenn eine zwischenmenschliche Begegnung mit Jüdinnen und Juden nicht realisierbar sein sollte, können Pädagog/innen stattdessen auch auf Filme, Arbeitsmaterialien und Bücher zurückgreifen, die nicht nur über das Judentum als Religion, sondern vor allem über aktuelles jüdisches Leben informieren. Die Materialien können und sollten auch zur Vorbereitung einer Begegnung genutzt werden; leider ist ihre Anzahl nicht allzu groß. Dennoch gibt es einige Materialien und Medien, die – mehr oder weniger gut – dazu geeignet sind, einen Einblick in das Leben von heute in Deutschland lebenden jüdischen Menschen zu geben und so Vorurteilen und stereotypen Bildern entgegen zu wirken.

Besonders ansprechend für Jugendliche ist sicherlich das Medium Film. Der Großteil der wenigen vorliegenden Dokumentationen, die versuchen, aktuelles jüdisches Leben in seiner Vielfalt zu präsentieren, ist jedoch nicht als pädagogisches Material konzipiert und dementsprechend nicht speziell auf junge Menschen zugeschnitten. Dies führt unter anderem dazu, dass die Filme oft relativ lang sowie inhaltlich und sprachlich recht anspruchsvoll sind. Dadurch sind sie nicht für alle Zielgruppen – insbesondere auch für jüngere und/oder bildungsbenachteiligte Jugendliche – gleichermaßen einsetzbar. In der Regel ist der Blick, den diese Filme auf jüdisches Leben werfen, ein Blick von außen, der zuweilen auch stereotype Bilder über Juden reproduziert. Die Informationen aus Filmen, die bereits vor mehreren Jahren veröffentlicht wurden, sind an einigen Stellen veraltet. Zudem vermitteln die älteren Produktionen durch ihre stärkere Fokussierung auf die Vergangenheit eine gewisse Schwere, was sie für nichtjüdische Jugendliche nicht so leicht zugänglich macht. Trotz solcher Schwächen finden sich in den Filmen aber genügend Szenen und Ausschnitte, die – der jeweiligen Zielgruppe entsprechend ausgewählt – wertvolles Arbeitsmaterial auch für den pädagogischen Kontext liefern.

Einige aktuelle Produktionen werden in dieser Handreichung vorgestellt und auf ihre pädagogischen Einsatzmöglichkeiten hin befragt.⁴

Jüdisch-nichtjüdische Begegnungen – eine wirksame Strategie gegen Antisemitismus?

Jüdisch-nichtjüdische Begegnungen sollen – wie interkulturelle Begegnungen überhaupt – dazu beitragen, Vorurteile und stereotype Bilder abzubauen, indem Jugendliche oder Erwachsene im direkten Kontakt mit »den Anderen« die Erfahrung machen, dass diese in der Regel nicht dem entsprechen, was tradierte Bilder und Klischees vermitteln. Das gegenseitige Kennenlernen ermöglicht es, ein realistischeres Bild zu gewinnen. Das Gegenüber soll als Mensch »wie du und ich« mit eigenen Gefühlen, Wünschen und Ängsten erfahren werden, der nicht mehr so einfach abgelehnt oder gar gehasst werden kann. In der Begegnung können die Teilnehmenden Gemeinsamkeiten entdecken, die ihre Differenzen aufwiegen oder vielleicht sogar überwiegen, und das nicht nur aufgrund gleicher Interessen, Hobbys oder gemeinsamer altersspezifischer Themen. *Die Begegnung mit einer Gruppe von Menschen aus einer »anderen Kultur« kann zudem deutlich machen, dass diese Gruppe in sich sehr heterogen ist und es angesichts ihrer inneren Vielfalt nicht zulässig ist, pauschalierend von ihr zu sprechen.*

³ Vgl. S. 18ff. der Broschüre.

⁴ Vgl. S. 33ff.

Wie bereits aufgezeigt wurde, besteht jedoch die Gefahr, im Kontext von Begegnungen Ein- und Ausschlüsse unter anderem durch das Festhalten an einem starren Kulturbegriff zu reproduzieren. Denn worin besteht eine »Kultur« überhaupt? Wie lässt sie sich von anderen »Kulturen« abgrenzen, und wer definiert diesen Begriff? Wer wird einer bestimmten »Kultur« zugeordnet und wer nicht, wer kann sie gegenüber anderen repräsentieren? Diese Fragen können sich bei interkulturellen Begegnungen nicht nur theoretisch, sondern auch ganz praktisch stellen, beispielsweise wenn es darum geht, wer überhaupt an der Begegnung teilnehmen oder wem die eigene Gruppe begegnen soll und welche Themen behandelt werden sollen. In der Regel handelt es sich um heterogene Gruppen, in denen ganz unterschiedliche Identitätskonzepte, Bezüge und Interessen vertreten sind; damit sich Keiner/r ausgeschlossen fühlt, sollte auf die Heterogenität der Teilnehmenden eingegangen werden. *Damit Begegnungen nicht kontraproduktiv wirken, sollte daher eine (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit kulturalisierenden und stereotypisierenden Zuschreibungen und ihren gesellschaftlichen und politischen Kontexten möglichst Bestandteil eines jeden Begegnungsprojekts sein – und das nicht nur aufseiten der Jugendlichen, sondern auch aufseiten der Pädagog/innen selbst.*

Inwieweit und unter welchen Bedingungen solche Begegnungen allerdings grundsätzliche und langfristige Einstellungsveränderungen bewirken können, ist schwer überprüfbar und wird in der Wissenschaft seit Jahrzehnten viel diskutiert. Erkenntnisse aus dem Feld des interkulturellen Lernens sowie der Vorurteilsforschung verweisen jedoch darauf, wie tief verwurzelt und wie schwer überwindbar Vorurteile, Stereotype und Feindbilder sind – und das trifft auf antisemitische Bilder und Ressentiments mit ihrer langen Geschichte sicherlich nicht weniger zu als auf rassistische und andere diskriminierende Einstellungsmuster. Das vom Rassismus bekannte Phänomen der »Ausnahme von der Regel« beispielsweise, das sich in Äußerungen wie »Mein Kumpel Ali, der ist okay, aber Türken als solche mag ich trotzdem nicht!« niederschlägt, lässt sich sicherlich auch im Kontext antisemitischer Denkweisen finden, nur dass es sich dann statt um »Ali« vielleicht um »Mosche« handelt.

Im schlechtesten Fall können interkulturelle Begegnungen sogar dazu führen, dass vorhandene Vorurteile nicht abgebaut, sondern bestätigt oder gar verstärkt werden. Denn wenn die Person, der ich begegne, tatsächlich dem überlieferten Klischee entspricht oder als unsympathisch wahrgenommen wird, dann kann eine bereits vorhandene Antipathie ungewollt verstärkt werden. Vorgeprägte Einstellungsmuster und verinnerlichte Stereotype führen häufig zu einer selektiven Wahrnehmung der »Anderen«, bei der all diejenigen Informationen, die den bereits existierenden Bildern und Vorurteilen nicht entsprechen, ausgeblendet werden und stattdessen eine Fokussierung auf das »Bekannte« stattfindet. So mag dann beispielsweise die eine Jüdin, die im Rahmen einer Begegnung kennen gelernt wurde und die tatsächlich über einen hohen sozio-ökonomischen Status verfügt, anschließend als aus dem eigenen Erfahrungskontext stammendes Beispiel dafür herhalten, dass »die Juden« reich seien – auch wenn dies auf den Rest der Gruppe nicht zutrifft.

Bedacht werden sollte auch, dass bestimmte Ebenen des Antisemitismus – insbesondere die Ebene der Verschwörungstheorien – eine Dimension besitzen, die über Vorurteile hinausgeht und durch Begegnungen mit Jüdinnen und Juden vermutlich nur schwerlich in Frage zu stellen ist. Wer sich die Welt mit Hilfe einer »jüdischen Weltverschwörung« erklärt, verspricht sich davon Orientierung und Sicherheit in einer immer komplexer und undurchschaubarer erscheinenden Welt. Er oder sie gibt den vermeintlichen »Verschwörern« die Schuld für die eigene Ohnmacht, die demgegenüber empfunden wird, und entledigt sich gleichzeitig der Verantwortung für eine Veränderung der persönlichen und politischen Situation. Einer derart umfassenden psychosozialen Funktionalität, die zudem kulturell tief in unserer Gesellschaft und den sie bildenden Individuen verankert ist, lässt sich nicht allein durch die Auseinandersetzung mit jüdischen Menschen begegnen – hierfür sind umfassendere Konzepte der politischen Bildung (und anderer Disziplinen) erforderlich.

Vor diesem Hintergrund sollte die nichtjüdisch-jüdische Begegnung als pädagogischer Ansatz zum Abbau von Antisemitismus keinesfalls verworfen, aber auch in ihrer Wirksamkeit nicht überschätzt werden. Mitentscheidend für den Erfolg solcher Begegnungen sind in jedem Fall die Umstände ihres Zustandekommens, ihre fundierte Vorbereitung sowie ihr Ablauf und ihre Nachbereitung. Gleichzeitig empfiehlt es sich, diesen Ansatz mit anderen Konzepten zu

kombinieren und in einen längeren Prozess der Auseinandersetzung mit Antisemitismus sowie dem Judentum und jüdischem Leben in Geschichte und Gegenwart einzubinden, aber auch mit übergreifenden Themen wie Diskriminierung, Ausgrenzung und sozialer Ungleichheit. Antisemitismus sagt sehr viel weniger über Jüdinnen und Juden aus als über die Person, die sich antisemitisch äußert. *Insofern sollten Begegnungsprojekte nicht unbedingt das erste Mittel sein, wenn es um die Bearbeitung antisemitischer Stereotype und Denkmuster geht. Vielversprechender erscheint eine Einbindung in längerfristige pädagogische Konzepte, die methodisch an der Funktion und dem Gewinn solcher Einstellungen für diejenigen ansetzen, die sie in sich tragen.*

Michal Kümper, M.A., ist Geisteswissenschaftlerin und Pädagogin. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Potsdam und pädagogische Mitarbeiterin der Bildungsabteilung des Jüdischen Museums Berlin. Als Dozentin und Pädagogin ist sie an verschiedenen Hochschulen und in Projekten freier Bildungsträger tätig.



Interreligiöse Begegnung des Domgymnasiums Brandenburg (Foto: Winfried Overbeck)

»Schüleraustausch einmal anders«

Ein Projekt des Jüdischen Museums Berlin und der Deutschen Welle TV

Ivana Scharf

Das Jüdische Museum Berlin initiierte gemeinsam mit der Deutschen Welle einen Schüleraustausch innerhalb Berlins und ermöglichte die Begegnungen zwischen Schüler/innen unterschiedlicher Herkunft und Religion zweier elfter Klassen: Eine Klasse des Albrecht-Dürer-Gymnasiums in dem von ethnischer Vielfalt geprägten Einwandererbezirk Neukölln und eine Klasse der Jüdischen Oberschule in Berlin Mitte, an der die Kultur und Tradition des Judentums besonders gepflegt werden, lernten sich kennen.

Seit Juni 2007 ist das Jüdische Museum Berlin mit seinem mobilen Programm »on.tour – Das JMB macht Schule« im gesamten Bundesgebiet unterwegs und konnte mit knapp 25.000 Schüler/innen an mehr als 130 Schulen über deutsch-jüdische Geschichte ins Gespräch kommen. Oft wussten die Schüler/innen unterschiedlicher Herkunft, selbst wenn sie gemeinsam eine Klasse besuchten, wenig über ihre Tischnachbar/innen. Die Geschichten aus dem Museum gaben Anlass, sich auch mit persönlichen Geschichten auseinanderzusetzen und weckten die Neugierde, mehr über die Herkunft und Kultur der Mitschüler/innen zu lernen. Mit dieser Erfahrung wurde die Idee geboren, einen Schüler/innenaustausch innerhalb Berlins zu initiieren. Denn selbst in einer multikulturellen Stadt wie Berlin, in der viele Menschen unterschiedlichster Herkunft wohnen, leben diese oft nebeneinander und nicht miteinander. Häufig bestehen Vorurteile und Ängste, die ein Kennenlernen erschweren oder unmöglich machen. Dies konnte in einer Kooperation mit der Deutschen Welle TV gelingen, in der deutlich wurde, dass Raum für Begegnungen geschaffen werden muss, um einen Austausch zu ermöglichen. Die Raumdimension umfasst neben Zeit, Ort und finanziellen Aspekten auch den Raum für Kreativität und unkonventionelle Ansätze.

Die Treffen zwischen den Schüler/innen fanden während der Schulzeit in den Schulen und im Museum sowie außerhalb der Schulzeit im Museum statt. Zudem wurden Drehtermine mit einzelnen Schüler/innen in ihrem privaten Umfeld realisiert. Zunächst besuchte das JMB »on.tour« die beiden Schulen und arbeitete jeweils mit den beiden Klassen vor Ort. Dabei konnten die Schüler/innen anhand der mobilen Ausstellung und eines Workshops mehr über jüdisches Leben sowie über Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen jüdischer und muslimischer Kultur erfahren. Die Jugendlichen verfassten Steckbriefe, die gesammelt an die andere Klasse geschickt wurden, und konnten sich so bereits im Vorfeld über ihre jeweils bevorzugten Kommunikationswege wie E-Mail, Messenger oder Handy kennenlernen. Jede/r wählte eine/n entsprechende/n Austauschpartner/in, dem er oder sie schließlich im Rahmen eines Projekttags im Jüdischen Museum persönlich begegnete. In gemischten Gruppen wurden in Theater-, Rap-, Sprach-, und Archiv-Workshops verschiedene Themen umgesetzt, z.B. eine kurze Theatersequenz erarbeitet, zu Heinrich Heine-Texten gerappt oder im Rahmen eines Archivworkshops Lebensläufe von Emigrant/innen untersucht. Die Präsentation der Ergebnisse bildete den Abschluss des Projekttags. Parallel dazu wurden für die 25-minütige Fernsehdokumentation des Projekts aus jeder Klasse zwei bis drei Schüler/innen intensiver begleitet. Kerstin Hilt, die Autorin des Films, besuchte sie mit dem Team der Deutschen Welle in ihren Familien, begleitete sie in ihrem Alltag, bei ihren Festen und der Ausübung ihres Glaubens. Außerdem lernten diese Schüler/innen ihre jeweiligen »Austauschpartner/innen« bereits vor den anderen kennen. An einem weiteren Termin im Museum traf die gesamte Schüler/innengruppe auf einen ganz besonderen Zeitzeugen – den Direktor des JMB, W. Michael Blumenthal. Die Gesprächsrunde klang in einem Miteinander bei einem kleinem Imbiss und Musik aus.

Zu Beginn des Projektes dominierten bei den Beteiligten Ängste und Ungewissheit. In vielen persönlichen Gesprächen wurde Überzeugungsarbeit geleistet, und trotz des knappen Zeitrahmens ermöglichten die Schulen viel Freiraum. Alle beteiligten Institutionen begeisterten sich für eine Idee und arbeiteten konstruktiv und engagiert zusammen. Beispielhaft ist der Impuls, der von diesem Projekt ausgegangen ist. Das positive Ergebnis

ist einerseits die Eigeninitiative der Schüler/innen, die ohne Filmteam weitere Begegnungen initiierten, und andererseits der Film: »Koscher – gibt's das nicht auch im Islam?«¹, der nicht nur Schüler/innen Einblicke in andere Kulturen gibt und schon bei der Premiere auf große Resonanz stieß.

Ivana Scharf erarbeitet als freiberufliche Kulturmanagerin Strategien der Inklusion und Partizipation für Museen. Für das Jüdische Museum Berlin leitete sie das Projekt »on.tour – Das JMB macht Schule« sowie das hier vorgestellte Begegnungsprojekt und etablierte den Bereich »Bildung Outreach Programme«.

Verstehen wollen – verstehen lernen

Hauke Cornelius

»Ich muss die Meinung meines Gegenübers nicht unbedingt teilen, aber ich möchte verstehen, wie er dazu kommt und worauf sie sich begründet.« So oder so ähnlich äußerten sich Elftklässler/innen in meinem Geschichtsunterricht über die Erfahrungen, die sie bei Begegnungen mit Gleichaltrigen im Rahmen von Projekten oder Jugendbegegnungen machen konnten.

Wenn man als Schüler oder Schülerin der Jüdischen Oberschule (JOS) an außerschulischen Veranstaltungen teilnimmt oder auch nur Freund/innen an anderen Schulen besucht, kommt man immer wieder in die Situation, bestimmte Dinge erklären zu müssen: die eigene Entscheidung für diese konfessionelle Schule, das Judentum als Ganzes oder in einzelnen Aspekten, das Existenzrecht Israels, die Nahost-Politik u.ä. Das Gespräch wird dann oft sehr einseitig, denn jemand fragt und der oder die JOS-Schüler/in referiert. Deshalb waren viele Schüler/innen zunächst auch sehr zurückhaltend, als das Jüdische Museum ein Projekt gemeinsam mit Schüler/innen einer 11. Klasse aus Neukölln vorschlug. Dass die Neuköllner/innen, viele von ihnen aus muslimischen Familien, vielleicht eine ähnliche Zurückhaltung an den Tag legen würden, weil sie ähnliche Erfahrungen gemacht haben, auf diese Idee kam niemand. Entsprechend vorsichtig verlief die erste Begegnung, aber allein die Tatsache, dass der Workshop mit der Nennung der Herkunftsländer begann, brach schnell das Eis zwischen den eigentlich sehr kontaktfreudigen Jugendlichen.



Herkunftsländer der Familien der Teilnehmenden (Foto: JMB/DW TV)

¹ Weitere Informationen zum Film und seinen Einsatzmöglichkeiten im pädagogischen Kontext finden Sie auf S. 33.



Eine jüdische Teilnehmerin im Gespräch mit ihrer muslimischen Austauschpartnerin (Foto: JMB/DW TV)

Hier zeigt sich bereits das, was den wesentlichen – und in der öffentlichen Betrachtung oft vergessenen oder übersehenen – Aspekt von interreligiösen oder interkulturellen Begegnungen ausmacht: gleiche Erfahrungen. Stellt die Suche nach Gemeinsamkeiten den Ausgangspunkt für einen Workshop oder Austausch dar, ist man beiderseits überrascht ob der so nicht vermuteten ähnlichen Erfahrungen. Dies setzt sich dann in der eigentlichen inhaltlichen Arbeit fort, und so fragt man: »Koscher? Gibt es das nicht auch im Islam?« Was koscher oder halal bedeutet, kann man in jedem Lexikon nachschlagen. Wie intensiv der oder die Einzelne dies lebt und inwieweit das Ausdruck seiner/ihrer eigenen Religiosität ist, erfährt man aber nur im Gespräch, auf das sich beide Seiten zunächst einmal einlassen müssen. Dieses Sich-Einlassen-Wollen zu erreichen, stellt die Herausforderung für die Initiator/innen einer Begegnung oder eines Workshops dar.

Jährlich besichtigen zahlreiche Schüler/innengruppen unsere Schule, aber die Fragen und die zu erahnenden Berührungspunkte mit dem Unbekannten, der unbekanntem Religion, ähneln sich. In ein oder zwei Stunden zwischen Reichstagsbesichtigung und dem Besuch der Gedenkstätte Berliner Mauer lässt sich eine persönliche Ebene für einen Gedankenaustausch selten finden. Im günstigsten Fall kann man zum Nachdenken anregen – auf beiden Seiten. Interreligiöse und interkulturelle Workshops bieten aber viel stärker die Möglichkeit, über gemeinsame Erfahrungen die individuellen Unterschiede zu erarbeiten, um so die Position des anderen verstehen zu lernen. Und dies ist uns mit unserem Begegnungsprojekt für alle Beteiligten gewinnbringend gelungen.

Nicht jedes Projekt zeigt bei Schüler/innen unserer Schule solch eine nachhaltige Wirkung. Das mag auch daran liegen, dass der Film, der das Projekt dokumentiert, immer wieder – nicht nur in unserer Schule – gezeigt wird und die Protagonist/innen darauf angesprochen werden. Innerhalb der Schüler/innenschaft kann man seither eine größere Bereitschaft feststellen, sich auf solche Projekte im Allgemeinen und auf eine intensivere Begegnung mit anderen Kulturen und Religionen im Besonderen einzulassen. Die Schüler/innen befassen sich tiefergehend mit ihrer eigenen Religion oder ihrem Standpunkt zum Glauben, können diesen besser begründen und argumentativ sicherer in eine Diskussion einbringen. Letzteres ist vermutlich auch einem gestiegenen Selbstbewusstsein aufgrund einer genaueren Selbstwahrnehmung geschuldet – auch dazu hat das Begegnungsprojekt beigetragen.

Hauke Cornelius ist Lehrerin für Deutsch und Geschichte sowie Verantwortliche für Öffentlichkeitsarbeit an der Jüdischen Oberschule in Berlin-Mitte.

Räume für individuelle Begegnungen schaffen

H.-Thorsten Steil

Als das Projekt »Schüleraustausch einmal anders« im Zusammenhang mit der »on.tour«-Aktion des Jüdischen Museums an uns, eine 11. Klasse des Albrecht Dürer Gymnasiums im Berliner Stadtteil Neukölln mit multikultureller Zusammensetzung, herangetragen wurde, war der größte Teil der Schüler/innen spontan an der Teilnahme interessiert und zeigte sich sehr offen. Einige Schüler/innen übten auch etwas Zurückhaltung, doch hatte ich nicht den Eindruck, dass dafür ein Migrationshintergrund bzw. die muslimische Religion der ausschlaggebende Grund waren.

Einen kleinen Dämpfer bekam meine eigene Euphorie, als ich feststellen musste, dass die Schüler/innen der Jüdischen Oberschule deutlich mehr Vorbehalte gegen die Schüler/innen aus meiner Klasse zu haben schienen. Es sollten im Rahmen des Filmprojektes mehrere Schüler/innenpaare gebildet werden, die filmisch näher begleitet werden sollten. Auch dafür war auf Seiten der Neuköllner Schüler/innen das Interesse groß, und ich schlug daher ein gemeinsames Treffen der daran interessierten Schüler/innen beider Schulen vor, um diese Paarbildung möglichst live entstehen zu lassen. Auf ein solches Treffen wollte sich die Jüdische Oberschule jedoch leider nicht einlassen und begründete dies damit, dass ihre Schüler/innen schon zu viele schlechte Erfahrungen mit anderen Jugendlichen gemacht hätten – gegen uns gerichtete Vorbehalte, mit denen ich nicht gerechnet hatte.



Präsentation des Films im JMB (Foto: JMB/DW TV)

Das Projekt selbst verlief ziemlich harmonisch, aber immer im recht engen Rahmen der Vorgaben des Filmprojekts. Dennoch machten vor allem die gemeinsamen Workshops im Jüdischen Museum den Schüler/innen Spaß, was vor allem an den wirklich guten Museumspädagog/innen lag. Zu kurz kam – mit Ausnahme der drei filmisch begleiteten Paare – nach meinem Eindruck die Begegnungen der Schüler/innen untereinander, vor allem innerhalb der Gruppe. Diese hätten sicherlich tiefer gehen können, wenn neben den Workshops dazu weitere Aktionen vorgesehen gewesen wären. Das wäre sicherlich auch im Interesse der meisten Schüler/innen gewesen. Der Ablauf des Projekts richtete sich jedoch sehr nach dem Plot für den Film, der vor allem die Begegnung der muslimischen und der jüdischen Kultur am Beispiel zweier Schüler/innenpaare dargestellt hat. Die restlichen Schüler/innen hatten darin eher die Rolle von Statist/innen.

Für zukünftige Begegnungsprojekte würde ich deshalb vorschlagen, die Teilnehmenden stärker einzubeziehen, um so die vielen Möglichkeiten, die für eine intensivere Begegnung der einzelnen Schüler/innen untereinander bestehen, mehr zu nutzen.

H.-Thorsten Steil ist Lehrer am Albrecht Dürer Gymnasium in Berlin-Neukölln.

Ein Ort für Begegnungen mit Jüdinnen und Juden

Die Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz

Elke Weißer und Marion Welsch

Die Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz in Brandenburg an der Havel wurde 2001 gegründet und hat sich die Jugendbildungsarbeit gegen Antisemitismus zum Ziel gesetzt. Hierfür wurde das Herrenhaus im Dorf Gollwitz bei Brandenburg in Stand gesetzt.

Im Bildungsansatz der Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz ist der Grundgedanke verankert, Jugendliche an ihren Gemeinsamkeiten zusammenzuführen (»Was verbindet uns?«), nicht aber danach zu fragen, wer jüdisch ist und wer nichtjüdisch. In diesem Sinne fanden in der Phase des Aufbaus (2001 bis 2004) in Schloss Gollwitz Diskussionsveranstaltungen mit Politikern und Personen des öffentlichen Lebens aus Berlin und Brandenburg statt. Dabei stellten Schüler/innen des Von Saldern-Gymnasiums aus Brandenburg an der Havel, der Voltaire-Gesamtschule aus Potsdam und der Jüdischen Oberschule aus Berlin Politikern Fragen. In drei verschiedenen Veranstaltungen standen der frühere CDU-Generalsekretär Heiner Geißler, der damalige Bundestagspräsident Wolfgang Thierse (SPD) und sein Parteikollege, Ministerpräsident Matthias Platzeck, Rede und Antwort zu Fragen der Bedeutung von Religion im Leben heute, zu Antisemitismus oder auch zu politischen Handlungsmöglichkeiten gegen rechte Tendenzen in der Gesellschaft – Fragen, die für alle teilnehmenden Jugendlichen von Interesse waren.

Auch nach der Besetzung der pädagogischen Leitung war die Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz ab 2004 weiter auf dem Feld der Begegnung aktiv. Da Brandenburg an der Havel selbst über eine jüdische Gemeinde verfügt, die sich nach 1990 ausschließlich aus russisch-jüdischen Zuwandererfamilien zusammensetzt, hat die Stiftung gemeinsam mit der Jüdischen und der evangelischen Gemeinde sowie der Integrierten Stadtteilschule Carl-Goerdeler-Straße aus Brandenburg ein dreiteiliges Begegnungsprojekt durchgeführt.

Zunächst trafen im März 2005 jüdische und nichtjüdische Jugendliche mit der Oberbürgermeisterin der Stadt Brandenburg an der Havel, Frau Dr. Tiemann, zusammen, um über Zukunftsperspektiven für Jugendliche in Brandenburg zu diskutieren. Da Brandenburg, wie die Mittelstädte des Landes Brandenburg generell, eine starke Abwanderung von jungen Menschen zu verzeichnen hat, war dies ein Thema, das die Jugendlichen unmittelbar betraf – unabhängig von ihrer Herkunft oder Religion.

Im Juni 2005 machte sich dieselbe Gruppe zu einer Exkursion nach Berlin auf. Dort besuchten sie gemeinsam das Jüdische Museum und das Mahnmahl für die ermordeten Juden Europas. Der eindeutige Schwerpunkt auf die deutsch-jüdische Geschichte hatte zur Folge, dass sich einige der jüdischen Jugendlichen nicht an der Exkursion beteiligten, weil sie dafür zu wenig Anbindung an ihre Lebenssituation sahen. Der Besuch selbst regte im Nachhinein eine intensive Debatte über eine jüdisch-russisch-deutsche Identität in Brandenburg nach 1990 an.

Als letzten Teil wünschte sich die Gruppe eine gegenseitige Vorstellung der religiösen Lichterfeste. Gemeinsam mit der Zentralen Wohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, dem Museum Brandenburg und der Stiftung Gollwitz fand im Dezember 2005 eine »Weihnukkafeier« im Museum Brandenburg statt, in der sich die Jugendlichen gegenseitig die Feste Weihnachten und Chanukka präsentierten.

Eine wichtige Erkenntnis dieser Begegnungsveranstaltungen ist, dass die teilnehmenden jüdischen Jugendlichen sehr bestrebt waren, nicht als »anders« oder etwa »jüdisch« wahrgenommen zu werden. Die Erfahrung zeigte, dass sie unter der Konstellation »jüdische und nichtjüdische Jugendliche« tendenziell eher litten. Trotz der Fokussierung auf Gemeinsamkeiten unter den Jugendlichen blieb diese Differenzkonstruktion bestehen, weshalb diese Form der Begegnung nach 2005 nicht weitergeführt wurde.

Der Ansatz der Stiftung Gollwitz, Jugendliche an ihren Gemeinsamkeiten und nicht an ihren Unterschieden zusammenzuführen, konnte am besten in den Begegnungen verwirklicht werden, in denen die Jugendlichen gemeinsam etwas »produzierten«, wie z.B. im Rahmen eines internationalen und interkulturellen Musikworkshops, der, unterstützt von der Stiftung, im Dezember 2005 mit einem israelischen und einem brandenburgischen Jugendorchester in Brandenburg an der Havel stattfand.

Weitere Begegnungen von Brandenburger Schüler/innen mit Jüdinnen und Juden fanden in der Zeit von 2004 bis 2008 im Rahmen der so genannten Archivworkshops im Jüdischen Museum Berlin statt. Im Rahmen dieser Workshops bereitete die Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz Brandenburger Schulklassen auf die Arbeit im Archiv vor. Im Jüdischen Museum erarbeiteten sich die Schüler/innen anhand von Originaldokumenten die Lebensläufe von Zeitzeug/innen, die anschließend zum Gespräch kamen. Die große zeitliche und quantitative Distanz (eine Zeitzeugin gegenüber 30 Schüler/innen) bewirkte allerdings eine gänzlich andere Dynamik als eine Begegnung unter Jugendlichen. Dennoch wurde in der Nachbereitung immer deutlich, dass das Treffen und Kennenlernen einer gelebten jüdischen Identität als eindrucksvolle Erfahrung wahrgenommen wurde.



Begegnungsprojekt in Gollwitz (Foto: Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz)

Am 26. April 2010 wurde die Begegnungsstätte Schloss Gollwitz in Anwesenheit von Ministerpräsident Matthias Platzeck feierlich eröffnet. Seither fanden und finden in Gollwitz weitere Begegnungsprojekte für unterschiedliche Zielgruppen statt, die von der Begegnungsstätte oder von Kooperationspartner/innen durchgeführt werden. Neben Angeboten für Jugendliche gehören dazu Veranstaltungen für Multiplikator/innen, wie beispielsweise eine Qualifizierungsreihe des Projekts EMPA der RAA Brandenburg für Engagierte in Religionsgemeinschaften von Zuwanderern, u.a. aus Jüdischen Gemeinden, oder Biografienwochenenden für jüdische und nichtjüdische Menschen unterschiedlichen Alters. Auch Zeitzeug/innen-Gespräche gehören weiter zum Programm der Begegnungsstätte, so beispielsweise mit der gebürtigen Brandenburgerin Marga Goren-Gothelf, die im Rahmen der im

April 2010 in Gollwitz eröffneten Ausstellung »Jüdisches Leben in Brandenburg« des Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam mit Brandenburger Schüler/innen stattfanden.

Elke Weißer war von 2004 bis 2008 Geschäftsführerin der Stiftung Begegnungsstätte Gollwitz, Marion Welsch hat diese Aufgabe 2009 übernommen.

»Schalom – Frieden – Salam«

Ein interreligiöses Projekt des Domgymnasiums Brandenburg

Dr. Winfried Overbeck

Im Schuljahr 2008/09 durfte unsere Schule am Wettbewerb »Triolog der Kulturen« der Herbert-Quandt-Stiftung teilnehmen, der in diesem Jahr unter dem Motto »Schalom – Frieden – Salam« stand. Zwei Mädchen und zwei Jungen aus den 7. Klassen machten mit und trafen sich einmal pro Woche während unserer schulischen AG-Zeit. Gemeinsam wollten wir in unserer Stadt Brandenburg auf Spurensuche gehen – auf die Suche nach Spuren jüdischen Lebens, solchen aus der Zeit vor der Vernichtung durch den Nationalsozialismus und solchen neuen, heutigen jüdischen Lebens. Und wir wollten entdecken, wo in Brandenburg auch schon der Islam lebendig ist. Am Ende sollte ein durch uns organisiertes Treffen stehen, bei dem Angehörige von Judentum, Christentum und Islam sich begegnen und darüber verständigen, wie sie in Brandenburg gemeinsam die Zukunft gestalten wollen.

Als erstes haben wir im September 2008 den Jüdischen Friedhof in Brandenburg besucht. Es existieren dort nur noch einige wenige originale Grabmale. Diese haben wir erfasst und dokumentiert. Dafür fertigten wir von jedem einzelnen Grabmal ein Foto an und notierten per Computer die Inschriften. Drei Grabmale weisen noch hebräische Schriftzeichen auf, die wir ebenfalls erfassten, wozu wir uns eigens mit dem hebräischen Alphabet beschäftigten.

Ebenfalls im September machten wir unseren »Antrittsbesuch« im Gemeindehaus der Jüdischen Gemeinde in der Großen Münzenstraße in Brandenburg. Es ist das alte Kantoren- und Rabbinerhaus, das das Novemberpogrom und den Zweiten Weltkrieg überstanden hat und seit 1998 wieder Sitz der Jüdischen Gemeinde ist. Wir wurden in dem Haus sehr freundlich aufgenommen. Die Kinder durften alles durchstöbern, vom Keller bis zum Dach. Die Gastfreundschaft der Jüdischen Gemeinde sollten wir in den folgenden Monaten noch sehr oft erfahren, denn fortan wurden wir zu allen jüdischen Festen eingeladen. Jedes Mal durften wir mit dem Einverständnis des Gemeindevorsitzenden Foto-, Ton- und Filmaufnahmen machen. Auf diese Weise haben wir wertvolles dokumentarisches Material gesammelt. Abgerundet haben wir die Beschäftigung mit jüdischem Leben durch eine Exkursion ins Centrum Judaicum in Berlin, wo wir in der Dauerausstellung eine Menge über jüdische Bräuche, gottesdienstliche Gegenstände und die Geschichte der Juden in Deutschland erfuhren. Schließlich haben wir auch einen Gottesdienst in der Synagoge Berlin-Pestalozzistraße besucht.

Das Thema der 1938 zerstörten Brandenburger Synagoge beschäftigt uns seit unserem Besuch im jüdischen Gemeindehaus, in dessen Hinterhof sie gestanden hatte. Angeregt durch den Besuch im Centrum Judaicum und die prächtige Neue Synagoge keimte bei den Schüler/innen der Wunsch auf, doch einmal nachzuvollziehen, wie die Brandenburger Synagoge einst ausgesehen hatte. Wir besorgten uns Fotomaterial, die wenigen verfügbaren Außen- und Innenansichten, und es entstanden immer mehr Fragen. Am Ende fassten wir den Entschluss: Ja, wir versuchen es – wir bauen die Synagoge nach! Als erstes brauchten wir die exakten Abmessungen. Dazu engagierten wir einen unserer Mathematiklehrer, der uns mit Winkelmesser, Lot und Maßband beibrachte, wie man ausgehend von der erhaltenen Südwand die Abmessungen der Synagoge errechnen kann. Wir fingen an, erste Zeichnungen zu erstellen und merkten gleichzeitig, dass wir professionelle Unterstützung brauchten. Darum wandten wir uns an ein Architekturbüro in unserer Nachbarschaft. Dort ließ man sich für unser Vorhaben begeistern. Bald war es so weit: Die Bauarbeiten konnten beginnen. Schablonen wurden angefertigt, die Teile ausgeschnitten und Stück für Stück zusammengesetzt, der benachbarte Tischler drechselte die Kuppel. Die zerstörte Brandenburger Synagoge ist als Modell wiedererstanden und wurde zum Pogromgedenken 2009 der Öffentlichkeit vorgestellt.

Die Suche nach Begegnungsmöglichkeiten mit dem Islam stellt in der Stadt Brandenburg eine besondere Herausforderung dar, da es nur sehr wenige Moslems gibt und diese sich bisher in keiner Weise organisiert haben. So gibt es keinen Gebetsraum, geschweige denn eine Moschee. Wir machten uns mit Filmkamera, Fotoapparat und Tonaufzeichnungsgerät

auf den Weg in die Stadt, um mögliche Orte aufzusuchen, an denen Moslems arbeiten und leben könnten. Drei Exkursionen führten uns in ein türkisches Restaurant, auf den Markt zu einem kurdischen Gemüse- und Obsthändler sowie zu einem in Brandenburg an der Havel geborenen syrischen Arzt und seinem Freund, einem schiitischen Iraker. Wir erfuhren, dass es vielleicht 50 Moslems in der Stadt gebe und dass nicht alle es mit der Religion sehr streng nehmen. Zu religiösen Festen fahre man nach Berlin, weil es in Brandenburg nichts gibt. Und wir lernten viel über die Geschichte des Islam und einige seiner aktuellen Herausforderungen. Schließlich führte uns eine vierte Exkursion in die DITIB-Moschee nach Berlin-Kreuzberg. Dort erzählte uns ein alter Mann von seiner Lebensgeschichte und seinem Glauben. Seine Authentizität hinterließ bei uns einen tiefen Eindruck.

Der von Anfang an geplante Begegnungstag fand am 13. Juni 2009 in Schloss Gollwitz statt. Die enge Kontaktpflege mit der Jüdischen Gemeinde und das gewachsene Vertrauen erleichterte es enorm, hier jüdische Kinder und Jugendliche zu bewegen, an einem solchen Begegnungstag teilzunehmen. Am Ende fanden sich drei Familien bereit. Drei Mädchen nahmen teil und wurden von ihren Müttern den ganzen Tag über begleitet. Die islamische Seite war nur indirekt vertreten: Der Vater eines der jüdischen Mädchen ist Moslem, und die anwesende Mutter wusste viel über ihre muslimische Schwiegermutter und die Bräuche in der Familie zu berichten. Wir verbrachten einen anregenden Tag in fröhlicher Atmosphäre. Wir lernten uns kennen, hörten einander zu, erfuhren viel über die jeweiligen Traditionen und wie wir in Brandenburg leben.



*Die AG mit ihrem Modell der zerstörten Synagoge
(Foto: Kerstin Jasinszczak)*

Als Fazit kann festgehalten werden: Es ist enorm spannend, das Schulhaus zu verlassen und sich auf Spuren- und Begegnungssuche zu begeben. Im Feedback am Ende des Schuljahres war unseren vier Schüler/innen deutlich: Sie hatten sehr viel gelernt, echte Erfahrungen mit Judentum und Islam gemacht, Berührungängste abgebaut und großes Interesse an Geschichte entwickelt. Auch wenn wir am Ende beim Wettbewerb keinen Preis gewonnen haben: Es hat sich gelohnt!

Dr. Winfried Overbeck ist Schulleiter des Evangelischen Gymnasiums am Dom zu Brandenburg.

»Sich treffen und ins Gespräch kommen«

Begegnungen bei Karame e.V.

»amira«²

Der Jugendclub des Vereins Karame e.V. im Berliner Stadtteil Moabit wird überwiegend von Jugendlichen mit palästinensischem Hintergrund besucht. Obwohl meist in Deutschland geboren und aufgewachsen, werden die Jugendlichen von der Mehrheitsgesellschaft als Araber/innen und damit als nicht zugehörig wahrgenommen. Aus solchen Erfahrungen der Ausgrenzung resultiert bei manchen Jugendlichen eine Idealisierung und Überidentifikation mit der vermeintlichen Heimat. Das Thema Nahostkonflikt ist emotional hoch besetzt und den Jugendlichen häufig näher als politische und gesellschaftliche Entwicklungen in Deutschland. Die Fokussierung auf den israelisch-palästinensischen Konflikt verstellt jedoch den Blick auf die Herausforderungen, mit denen Migrant/innen und ihre (Enkel-)Kinder sich im Alltag in Deutschland konfrontiert sehen. Daher wird es bei Karame als wichtige Aufgabe betrachtet, die Jugendlichen darin zu unterstützen, Alltagsprobleme zu meistern und eine multiperspektivische Identität zu entwickeln. Ein wichtiges Ziel besteht darin, die Jugendlichen dabei zu unterstützen, realistische Perspektiven zu entwickeln, vollständig an der deutschen Gesellschaft zu partizipieren und nicht in einer Sehnsucht nach »Rückkehr« zu verharren.

Begegnungen mit Jüdinnen und Juden in die pädagogische Arbeit zu integrieren, ergab sich eher zufällig. Mohamad Zaher, der Leiter von Karame, empfing in den Räumen des Vereins Besucher/innen aus Israel. An den Gesprächen mit ihnen nahmen zunächst nur Mitarbeiter/innen des Jugendclubs teil. Nachdem Jugendliche und ihre Eltern immer wieder nach diesem Austausch gefragt hatten, wurde den Jugendlichen das Angebot unterbreitet, selbst an einem Treffen mit Jüdinnen und Juden oder Israelis teilzunehmen. Trotz ihrer generellen Vorbehalte gegenüber jüdischen und israelischen Besucher/innen hatten die Jugendlichen Interesse an einem solchen Treffen.

Zunächst hielten es die Jugendarbeiter/innen für richtig, als Gegenüber keine jüdischen Jugendlichen, sondern erwachsene Personen einzuladen, die schwierige Fragen und mögliche Vorurteile und Anfeindungen aushalten konnten. Trotz genereller Sympathien für den Gast des ersten Treffens, einer jüdischen Friedensaktivistin, regte sich während des Gesprächs bei den Jugendlichen Widerstand. Der Besucherin wurde unterstellt, Dinge verzerrt darzustellen. Doch nach einer weiteren, harmonischer verlaufenden Begegnung mit jüdischen Gesprächspartner/innen, bei der vor allem biografische Themen und auch der Nahostkonflikt eine Rolle spielten, signalisierten sie ihr Interesse, zukünftig auch jüdische und israelische Altersgenoss/innen treffen zu wollen.

In der Folge besuchten auch jüdische und israelische Jugendgruppen den Verein. Viele dieser Gruppen stammten aus Koexistenzprojekten, an denen jüdisch-israelische und arabisch-israelische Jugendliche teilnehmen. Tief beeindruckt waren Karame-Jugendliche durch den Bericht eines arabisch-israelischen Mädchens. Es schilderte, dass es sich vor der Reise nach Berlin niemals hätte vorstellen können, sich mit jüdischen Israelis an einen Tisch zu setzen. Auf der Reise jedoch teilte es sich das Zimmer mit einer jüdischen Israelin und hat sich sogar mit ihr angefreundet. Diese Geschichte brachte viele Jugendliche aus dem Club zum Nachdenken über ihre eigenen Einstellungen.

In Kooperation mit dem Jüdischen Studentenverein führte Karame 2004 das Projekt »Begegnung des Anderen« durch: An zwölf Terminen trafen arabisch-palästinensische junge Menschen auf jüdische und diskutierten miteinander über die unterschiedlichsten Themen, mitunter auch sehr kontrovers. Zunächst nahmen von beiden Seiten vier bis fünf Jugendliche an den Treffen teil, am Ende waren es jeweils 20. Einige von ihnen haben den Kontakt gehalten und Freundschaften geschlossen. Aus dem Projekt resultierte zudem das Praktikum eines

² Der Artikel basiert auf Gesprächen mit Karame-Leiter Mohamad Zaher und mit Sabine Sackmann, einer ehemaligen pädagogischen Mitarbeiterin des Jugendclubs.

jüdischen Studenten bei Karame – ein Novum, das vor Beginn der Begegnungsarbeit sicher nicht möglich gewesen wäre.

Um die Eindrücke aus den Begegnungen weiter zu vertiefen, flankiert Karame die Begegnungsangebote inzwischen durch vielfältige Workshops, die in Kooperation mit Berliner Institutionen der historisch-politischen Bildung wie dem Haus der Wannseekonferenz oder dem Anne-Frank-Zentrum entstanden sind. In den Workshops setzen sich die Jugendlichen mit der Geschichte des israelisch-palästinensischen Konflikts, der Naqba oder dem Nationalsozialismus und der Shoah auseinander, aber auch mit ihrer persönlichen Situation in Deutschland und ihrer Wahrnehmung als nicht dazugehörig. Der Einschätzung der langjährigen Karame-Mitarbeiterin Sabine Sackmann zufolge, die die Begegnungs- und Workshoparbeit pädagogisch begleitet hat, hat sich als besonders erfolgversprechender Ansatz eine direkte Zusammenarbeit mit den Familien erwiesen. Ohne das Vertrauen der Eltern wäre die Arbeit mit den Jugendlichen in dieser Nachhaltigkeit nicht möglich gewesen.

Ein Höhepunkt der Begegnungs- und Workshopangebote war eine Studienreise nach Israel und Palästina im Sommer 2008: Die Jugendlichen besuchten unterschiedliche Projekte und nahmen gemeinsam mit israelischen Jugendlichen an einem Workshop zu Erinnerung an Shoah und Naqba teil. Unter dem Eindruck der Israel-Reise konzipierten einige Jugendliche von Karame ein Begegnungsprojekt, das im Rahmen des Jugendpartizipationsprojekts »Aktion09 – Gib Deiner Meinung eine Stimme« der Bundeszentrale für politische Bildung realisiert wurde. Das Projekt sollte ursprünglich gemeinsam mit jüdischen Jugendlichen durchgeführt werden und ein dialogisches Miteinander von arabischen und jüdischen Jugendlichen fördern, die in Deutschland leben. Geplant waren gemeinsame Besuche von Synagogen, Moscheen und Museen, Treffen mit Politiker/innen sowie Gesprächsrunden. Leider konnten auf jüdischer Seite keine Partner/innen gefunden werden, sodass das Projekt ohne jüdische Beteiligung durchgeführt werden musste.

Seit Karame Begegnungen und Workshops zu den Themen Israel und Judentum organisiert, hat sich die Haltung der Jugendlichen zu diesen Themen geändert; sie ist mittlerweile wesentlich heterogener als zuvor. Größtenteils sind die Jugendlichen in der Lage, zwischen Jüdinnen und Juden einerseits und Israelis und Israelinnen andererseits zu unterscheiden. Sie betrachten die Situation im Nahen Osten jetzt differenzierter. Jüdische und israelische Besucher/innen können in die Einrichtung eingeladen werden, ohne dass sich Widerspruch bei den Jugendlichen regt. Allerdings gibt ein Teil der Jugendlichen bei aktuellen Konflikten im Nahen Osten wie z.B. dem Gaza-Krieg im Januar 2009 diesen differenzierten Blick wieder auf und verfällt erneut in Pauschalisierungen. Daher ist aus Sicht von Jugendclub-Leiter Mohamad Zaher eine kontinuierliche Bearbeitung der Thematik unumgänglich. Den jüdisch-nichtjüdischen bzw. jüdisch-arabischen Begegnungsangeboten misst er in diesem Kontext eine hohe Bedeutung bei. Dabei ist es für ihn am wichtigsten, immer wieder Räume und Anlässe für die Jugendlichen beider Gruppen zu schaffen, damit sie sich treffen und miteinander ins Gespräch kommen können.



Begegnungsrunde bei Karame (Foto: Karame e.V.)

»Die Vorurteile müssen auf den Tisch!« Begegnungen im Kreuzberger Jugendclub KMAntenne

»amira«³

Die KMAntenne der Kreuzberger Musikalischen Aktion (KMA) e.V. am Mehringplatz ist wahrscheinlich der einzige Jugendclub in Berlin-Kreuzberg, in dem die jungen Besucher/innen tagtäglich Juden und Jüdinnen begegnen – mehrere seiner früheren und aktuellen Mitarbeiter/innen sind selbst jüdisch. Die jüdischen Jugendarbeiter/innen haben es gelernt, mit Anfeindungen vonseiten der Jugendlichen umzugehen. Außerdem können die Mitarbeiter/innen immer wieder beobachten, wie Alltagserfahrungen, die die Jugendlichen mit ihnen machen, zu Einstellungsveränderungen selbst bei Jugendlichen beitragen, die ansonsten massive Vorbehalte gegenüber Juden haben – beispielsweise der alltägliche Kontakt mit dem »coolen Juden aus der KMA«, der fair mit ihnen umgeht und sie bei Problemen unterstützt. Die Jugendlichen sind überrascht, wenn sie erfahren, dass auch die jüdische Sozialarbeiterin kein Schweinefleisch isst und dass sie mit ihr vielleicht doch mehr gemeinsam haben, als sie vorher dachten. Auch in Bezug auf das Thema Nahostkonflikt kommt es immer wieder zu Irritationen, wenn das jüdische Gegenüber den Jugendlichen aufgrund eigener Erfahrungen in Israel bewusstmachen kann, dass viele ihrer Äußerungen zum Konflikt einseitig sind und auf mangelndem Wissen beruhen, oder wenn ein jüdischer Jugendarbeiter mit ihnen darüber diskutiert, warum sie sich als »Palästinenser« definieren, obwohl sie in Berlin geboren sind und noch nie in ihrer »Heimat« waren.

Die KMA hat langjährige und gute Erfahrungen mit Projektarbeit und mit interkulturellen Begegnungsprojekten. Deshalb lag es nahe, auf die zunehmenden antisemitischen Äußerungen von jugendlichen Besucher/innen (vor allem arabischer Herkunft) sowohl mit eigenen Projekten zum Thema Antisemitismus als auch mit der Organisation von Begegnungen mit Jüdinnen und Juden zu reagieren. Zunächst versuchte es der Club über das Medium Musik und lud jüdische Rapper in die KMA ein, um dort mit den Jugendlichen zu arbeiten. Erst später fanden die Jugendlichen zu ihrer Überraschung heraus, dass es sich bei ihnen um Juden handelt – eine Erkenntnis, die nichts an ihrer Bewunderung für die Künstler änderte und einen Aha-Effekt bewirkte.

Schnell wuchs die Erkenntnis, dass mehr und expliziter in diese Richtung gearbeitet werden muss, zumal antisemitische Äußerungen und Vorfälle in der Einrichtung und um sie herum eher zu- als abnahmen. 2007 wurde deshalb eine erste Begegnung mit Jugendlichen aus der Jüdischen Oberschule organisiert, die über persönliche Kontakte angesprochen und in die KMA eingeladen wurden. Eine Gruppe vorwiegend arabischstämmiger Jugendlicher traf sich mit den jüdischen Jugendlichen zu einem interkulturellen Austausch im damals neu eingerichteten interreligiösen Begegnungsraum des benachbarten KMA-Projekts »Intihaus«. Eine Ausstellung über Weltreligionen, die im »Intihaus« präsentiert wird, regt Gespräche über die Gemeinsamkeiten der Religionen an. Da diese Gemeinsamkeiten in den Vordergrund der Begegnung gestellt werden sollten, bot es sich an, die Ausstellung als Gesprächsanlass zu nutzen. Als weitere Anknüpfungspunkte für den Austausch erwiesen sich das Interesse der arabischen Jugendlichen für die israelische Kampfsportart Krav Maga und das Sprechen über Diskriminierungserfahrungen auf beiden Seiten.

Das Gespräch wurde von den Teilnehmenden im weiteren Verlauf schnell auf das Thema Nahostkonflikt gelenkt und es kam zum offenen Streit, da sich die eine Gruppe mit der israelischen, die andere mit der palästinensischen Seite identifizierte. Diese Entwicklung war durchaus erwünscht: Moritz Kahan, Assistent der Geschäftsführung der KMA, hält es für notwendig, dass bei den Gesprächsrunden emotional besetzte Fragen, die alle beschäftigen, auf den Tisch kommen – eine reine »Harmonieveranstaltung« helfe in der Regel nicht weiter. Ein offener Umgang mit konflikthafter Themen bedeutet jedoch, dass gerade die jüdische Seite mit Anschuldigungen und Vorwürfen umgehen können muss. Doch dieser erste Versuch einer organisierten Begegnung mit jüdischen Jugendlichen endete anders als erhofft:

³ Der Text basiert auf Gesprächen mit Moritz Kahan, dem Assistenten der KMA-Geschäftsführung.

Auch die Moderatorin der Begegnungsrunde, eine jüdische Mitarbeiterin des »Intihauses«, konnte nicht verhindern, dass die Jugendlichen nach und nach einzeln die KMA verließen, als ihnen die Auseinandersetzung zu heftig wurde.

Trotz des etwas frustrierenden Ausgangs der ersten Gesprächsrunde haben die Mitarbeiter/innen der KMA nicht aufgegeben. Aus der Überzeugung heraus, dass der Begegnungsansatz trotz allen Herausforderungen der richtige ist, haben sie seitdem weitere Begegnungsrunden in ihrem Club organisiert, die ohne solche Eskalationen verliefen. Auch wenn an den Runden auf beiden Seiten nicht jedes Mal die gleichen Jugendlichen teilgenommen haben, hat die Kontinuität dieser Angebote – genauso wie regelmäßige Gespräche mit den Jugendlichen über ihre Einstellungen gegenüber Jüdinnen und Juden, für die es im Jugendclub-Alltag immer wieder neue Anlässe gibt – dazu geführt, dass Schritt für Schritt antisemitische Vorurteile unter den KMA-Besucher/innen abgebaut werden.



Der interreligiöse Begegnungsraum im »Intihaus« der Kreuzberger Musikalischen Aktion e.V. (Foto: KMA e.V.)

»Gegenstrategien« und »Bildungsinitiativen«

Zwei Begegnungsprojekte der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland

Marina Chernivsky

Um auf den Bedarf an zeitgemäßen pädagogischen Interventionen zum Umgang mit Antisemitismus zu reagieren, hat die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) dank der Förderung durch das Bundesprogramm »Civitas« 2005 das Projekt »Gegenstrategien« (Brandenburg) und 2006 das Projekt »Bildungsinitiativen« (Thüringen) ins Leben gerufen. Die beiden Projekte richteten sich vorrangig an Schüler/Innen, aber auch an pädagogische Fachkräfte und Multiplikatoren/Innen der Jugend- und Erwachsenenbildung. Mit diesem Vorhaben hatte es sich die ZWST zur Aufgabe gemacht, im Rahmen von Studientagen, Seminaren und Projektwochen Dialogräume zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen zu ermöglichen. Gleichzeitig sollten die Adressat/Innen in ihren argumentativen und pädagogischen Kompetenzen beim Umgang mit antisemitischen und fremdenfeindlichen Tendenzen bestärkt werden.

Im Hinblick auf die deutsch-jüdische Geschichte setzt die Bearbeitung der Fragen zu Antisemitismus kognitive, affektive und soziale Lernprozesse voraus. Vor diesem Hintergrund war das wichtigste Anliegen des begegnungspädagogischen Ansatzes, eine Reflexion der zum Teil unsichtbaren, aber im Denken tief verankerten Differenzmarkierungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen zu ermöglichen. Tradierte Fremdbilder, Vorurteile und aktuelle Ausdrucksformen antisemitischer Einstellungsmuster wurden thematisiert sowie pädagogische Gegenstrategien entworfen. Die im Projekt angebotenen Beiträge umfassten ein breites und aktuelles Themenspektrum zur Erörterung historischer und kultureller Zusammenhänge sowie zur Herleitung eigener Bezüge dazu, das mit vielfältigen Methoden bearbeitet wurde. Die Schulklassen konnten wählen zwischen Modulen zum Judentum, zu Antisemitismus und dem Nahostkonflikt, zur Entwicklung der jüdischen Gemeinschaft seit 1945 und der Integration jüdischer Einwanderer/Innen aus der früheren Sowjetunion nach 1989. Weitere Angebote befassten sich mit historischem und aktuellem jüdischen Leben am jeweiligen Ort und mit der Konzeption von Handlungsstrategien in der Auseinandersetzung mit Antisemitismus, Rechtsradikalismus und Fremdenfeindlichkeit.

Das Bildungsangebot sprach insgesamt mehr als 2.300 Teilnehmer/Innen an, die meisten davon Schüler/Innen der Klassenstufen 8 bis 12 aus unterschiedlichen Schultypen. Die Mehrzahl der Schuleinsätze fand an Gymnasien statt, aber auch regionale Regel-, Gesamt- und Oberschulen haben das Angebot der ZWST in Anspruch genommen. Die an den Schulen durchgeführten Veranstaltungen zeigten, dass die Ressentiments gegenüber Juden einigen Teilnehmer/Innen aus ihrem Umfeld oder öffentlichen Diskursen bereits »vertraut« zu sein schienen. Die meisten Teilnehmer/Innen assoziierten mit Juden »Verfolgung« und »Fremdheit«. Die Juden, die sie »kannten«, lebten in der fernen Vergangenheit, sie trugen gelbe Sterne und waren zumeist Opfer. So wird allein das Wort Jude mit einer verordneten Betroffenheit verbunden. Die damit einhergehenden Gefühle sind oftmals überwältigend und können von den Jugendlichen nicht genau gedeutet werden. Sowohl Schüler/Innen als auch Lehrer/Innen sprachen oft über Themen, die mit Juden und Judentum in einen Zusammenhang gestellt werden, in rein verdeckter Form: »Ich weiß nicht viel darüber«, »wieder wird das Thema behandelt«, »ich will nichts mehr davon hören« oder »über dieses Thema wissen doch alle gut Bescheid«, lauteten typische Aussagen. Dabei gingen etliche Jugendliche – oft in guter Absicht – von angeblich gruppenspezifischen, stereotypisierten jüdischen Eigenschaften aus. Bei einigen Lehrer/Innen und Schüler/Innen wurde jedoch ein ausgeprägter, sprachlich ausgeformter Antisemitismus erkennbar. Wir wussten, dass wir auf solche Einstellungen stoßen werden, wurden aber erst im Verlauf des Projekts mit ihrer Tragweite konfrontiert.

Das begegnungspädagogische Konzept der ZWST, das kooperative Ansätze und dialogische Methoden einbezieht, setzt an der Lebenswelt der Adressat/Innen an und schafft Bezüge zu ihrer Gegenwart. So konnten freie Räume für einen enttabuisierten Dialog geschaffen und ein Zugang zu eigenen Emotionen gewährleistet werden. Der von uns gewählte pädagogische

Ansatz hat sich über weite Strecken der pädagogischen Arbeit bewährt. Er führte die Teilnehmer/innen der Veranstaltungen zum Nachdenken, setzte emotionale Irritationen in Gang und stellte bestehende Vorannahmen in Frage. Die Tatsache, dass unser Projektteam mehrheitlich aus Angehörigen der jüdischen Gemeinschaft bestand, führte überwiegend zu positiven und neugierigen Reaktionen seitens der Adressat/innen. Einige von ihnen beschrieben die Projektarbeit als eine »einzigartige, lang ersehnte Interaktion zwischen zwei benachbarten Gruppen, deren Kennenlernprozess von einem hohen Grad der Befangenheit begleitet wird«.



Projekttag der ZWST in Gera (Foto: ZWST)

Durch die Vielfalt der Veranstaltungsformen und die Methodenbreite konnten effizient Wissen vermittelt sowie selbstreflexive Lern- und Arbeitsprozesse ermöglicht werden. Die Teilnehmenden standen als gleichberechtigte Lernpartner/innen im Mittelpunkt und wurden aktiv in den Lernprozess einbezogen. Die Seminarleiter/innen begriffen sich nicht nur als Lehrende, sondern als Teilhaber/innen eines gemeinsamen Dialogs, in dem Platz für Fragen, Konfrontationen und kontroverse Diskussionen vorgesehen war. Dabei spielten die affektive Komponente in der Rezeption kultureller und religiöser Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie das selbstreflexive Hinterfragen der eigenen Position eine entscheidende Rolle. Damit sollte der Abbau von Berührungängsten angeregt und der Vorstellung von Juden als einem homogenen Kollektiv entgegengewirkt werden. Mit Hilfe sensibilisierender Übungen, biografischer Ansätze sowie individueller Konfrontationen wurden die Teilnehmenden inspiriert, ihre Bilder von Juden zu überdenken und Alternativansichten zu erproben.

Wir wissen aber auch um die Grenzen eines solchen Ansatzes. Begegnungen alleine lösen nicht automatisch ein Umdenken und erst recht keine Läuterung aus. Sie können sogar Vorurteile zementieren, wenn die Beteiligten keine Motivation für einen aktiven Lernprozess zeigen oder deren Abwehr überwiegt. Zudem kann die Nachhaltigkeit einer pädagogischen Intervention nur dann gewährleistet werden, wenn die hier angerissenen Themen nicht nur als Kurzzeitpädagogik, sondern auch als langfristig angelegte Lernprogramme weiter verfolgt werden.

Mehr Informationen über die beiden Projekte finden Sie unter www.zwst-civitas.de.

Marina Chernivsky, die Leiterin der beiden Begegnungsprojekte, leitet zurzeit das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) im Rahmen des Bundesprogramms »VIELFALT TUT GUT. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie« sowie den Freistaat Thüringen geförderte Modellprojekt »Perspektivwechsel – Bildungsinitiativen gegen Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit«, das in Trägerschaft der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST e.V.) in Kooperation mit der Landesstelle Gewaltprävention in Thüringen durchgeführt wird. Das Ziel des Projekts besteht in der Unterstützung von Multiplikator/innen in ihrem Umgang mit Antisemitismus, Rechtsradikalismus und Fremdenfeindlichkeit.

Begegnungen auf Augenhöhe

Das Jugendedialogprojekt »Lokrat«

Dr. Esther Graf

»Lokrat« ist Hebräisch und heißt »in Begegnung«. Das gleichnamige Projekt, das von der Hochschule für Jüdische Studien im Auftrag des Zentralrats der Juden in Deutschland organisiert wird, sucht die Begegnung unter Jugendlichen mit unterschiedlichen religiösen Hintergründen. Es wendet sich an alle Schultypen ab Klasse 8 in Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg, Bayern, Rheinland-Pfalz und Hessen. Junge Jüdinnen und Juden stellen in Zweierteams ihr Judentum in Schulklassen vor. Das Spannende an dieser Form des Dialogs ist, dass durch die Gleichaltrigkeit der Dialogpartner/innen Nähe geschaffen wird und sich ein Gespräch »auf Augenhöhe« entwickelt. In der Modellphase wurde das Projekt vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und der Dietmar-Hopp-Stiftung gefördert.

»Lokrat«-Begegnungen ermöglichen ein lebendiges, bleibendes und bildendes Erlebnis. Auf diese Weise möchte das Projekt Schülerinnen und Schülern einen unbefangenen Zugang zum Judentum und damit verbundenen Themen geben. Darüber hinaus hilft es, stereotype Wahrnehmungen zu durchbrechen und stattdessen ein gegenwartsbezogenes Judentum zu vermitteln. Dass »Lokrat« etwas verändern kann, belegen Ergebnisse einer internen Projektevaluation. Mit Hilfe von Fragebögen wird erhoben, wie Schüler/innen die »Lokrat«-Begegnung bewerten und was sie aus ihr mitnehmen. Hervorzuheben ist die Atmosphäre in den »Lokrat«-Begegnungen, die als offen und von Ehrlichkeit geprägt beschrieben wird. Die Schüler/innen können sich nach den Begegnungen besser vorstellen, wie jüdische Jugendliche in Deutschland leben. Dabei nehmen sie die Unterschiede im Alltagsleben von jüdischen und nicht-jüdischen Jugendlichen als weniger bedeutend wahr. Diese Perspektivübernahme wird innerhalb einer Begegnung durch Informationen über das Judentum unterstützt. Offene Kommentare der Befragten zeigen, dass die Darstellung von unterschiedlichen Meinungen und die Möglichkeit, auch persönliche Fragen zu stellen, wesentlich zum Gelingen einer Begegnung beitragen.

Als besonders wirkungsvoll erweisen sich Begegnungen mit muslimischen Jugendlichen. Diese differenzieren oft nicht zwischen Juden und Israelis und können sich gar nicht vorstellen, dass jüdische Jugendliche als Minderheit in Deutschland ähnliche Anfeindungs- und Ausgrenzungserfahrungen machen wie sie. »Lokrat« gelingt es, dass junge Juden und Muslime im Dialog religiöse und kulturelle Gemeinsamkeiten entdecken und einander losgelöst vom Nahostkonflikt wahrnehmen können.

Weitere Informationen finden Sie unter www.likrat.de.
Anfragen für Begegnungen können an likrat@hfs.eu gerichtet werden.

Dr. Esther Graf ist Projektmitarbeiterin von »Lokrat«.



Schulprojekttag von »Lokrat« (Foto: Thomas Tröster)

Filme über junge Jüdinnen und Juden in Deutschland

Nicht immer kann eine persönliche Begegnung mit jüdischen Jugendlichen realisiert werden. Deshalb stellen wir hier einige aktuelle Dokumentarfilme vor, mit denen Pädagog/innen anstelle einer Begegnung arbeiten können. In ihnen werden auf unterschiedliche Art und Weise junge Juden und Jüdinnen mit ihren vielfältigen Identitätswürfen porträtiert. Die Filme eignen sich auch zur Vorbereitung von Begegnungsprojekten.

Zu jedem Film stellen wir nach einer kurzen Inhaltangabe pädagogische Einsatzmöglichkeiten dar und weisen, falls vorhanden, auf pädagogische Begleitmaterialien hin. Da die offene Jugendarbeit in Berlin-Kreuzberg und vergleichbaren Stadtteilen, an die sich das Projekt »amira« richtet, hauptsächlich von bildungsbenachteiligten Jugendlichen mit türkischem, kurdischem und arabischem Migrationshintergrund im Alter von 12 bis 18 Jahren besucht wird, liegt unser besonderes Augenmerk auf der Frage, wie die Filme für diese Zielgruppe genutzt werden können.

Koscher – gibt's das nicht auch im Islam?

Begegnungen jüdischer, christlicher und muslimischer Schüler in Berlin

Dokumentarfilm (online)

Deutschland 2009

Produktion: Deutsche Welle (DW-TV) in Kooperation mit dem Jüdischen Museum Berlin

Autorin: Kerstin Hilt

Laufzeit: 26 Min.

Bezug

Den Film im Internet als Video on Demand ansehen:

http://www.dw-world.de/popups/popup_single_mediaplayer/0,,3988059_type_video_struct_3609_contentId_2576946,00.html



Inhalt

Der Film dokumentiert ein Berliner Begegnungsprojekt zwischen einer Gymnasialklasse aus dem durch Einwanderung geprägten Bezirk Neukölln und einer Klasse des gymnasialen Zweigs der Jüdischen Oberschule Berlin, das vom Jüdischen Museum Berlin und der Deutschen Welle initiiert wurde.¹ Im Vordergrund stehen drei jüdisch-nichtjüdische Paare, die aus Schüler/innen beider Klassen gebildet wurden. Die sechs Jugendlichen treffen sich zum Teil auch außerhalb des Projekts und lernen sich kennen. Sie entdecken dabei nicht nur Unterschiede, sondern auch verbindende Gemeinsamkeiten, die zur Grundlage von Freundschaften werden können.

¹ Das Begegnungsprojekt wird aus Sicht des Jüdischen Museums sowie der Lehrer/innen der teilnehmenden Klassen auf S. 18ff. dieser Handreichung vorgestellt.

Pädagogische Einsatzmöglichkeiten

Der Film stellt ein gelungenes Praxisbeispiel für ein Begegnungsprojekt vor. Auch wenn anstelle des Gruppenprozesses einzelne Teilnehmer/innen des Projekts im Vordergrund stehen, eignet sich der Film bei der Organisation eigener Begegnungen gut zur Anregung für die Pädagog/innen und zur Vorbereitung mit den Jugendlichen. Wenngleich sich zwei Klassen aus der gymnasialen Oberstufe treffen, kann er auch für bildungsbenachteiligte Jugendliche genutzt werden. In dem Film werden viele Themen angesprochen, die in einer Begegnung relevant werden können. Da er relativ kurz ist, kann er in voller Länge gezeigt werden. Besonders interessant sind die Begegnungen der Mädchen Sharon und Rasha sowie der Jungen Emanuel und Selcuk, die sich aufgrund ähnlicher Interessen und Hobbys schnell näherkommen.

ZWEITER ANLAUF

Junge Juden in Sachsen-Anhalt

Dokumentarfilm (online/DVD)

Deutschland 2008

Produktion: Bildungsnetzwerk Magdeburg gGmbH im Rahmen des Projekts »Jüdisch und Jung in Sachsen-Anhalt«

Projektleitung: Franziska Schramm

Homepage: <http://www.zweiteranlauf.de>

Laufzeit: ca. 53 Min.

Bezug

Den Film im Internet ansehen:

<http://www.zweiteranlauf.de/film.html>

Kostenfreier Bezug der DVD:

Landeszentrale für politische Bildung Sachsen-Anhalt (www.lpb.sachsen-anhalt.de;
politische.bildung@lpb.stk.sachsen-anhalt.de)



Inhalt

Der Film liefert authentische Einblicke in die Gedankenwelt von Ajtan, Tanja, Román, Switlana, Anna, Liliya, Natalija und Anastasia – jüdische Jugendliche, die aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland eingewandert sind. Die Jugendlichen haben unter professioneller Anleitung zwischen März und Juli 2008 ihren eigenen Film geschaffen, vor und hinter der Kamera gestanden und die Produktion ihres Zeitdokumentes begleitet. Im Mittelpunkt stehen junge Menschen, die bislang kaum öffentlich wahrgenommen wurden und sich nun als Expert/innen in eigener Sache zu Wort melden. Sie erhielten die Möglichkeit, sich mit ihrer Herkunft sowie der Historie und Gegenwart jüdischer Kultur auseinander zu setzen. Über vier Monate hinweg waren sie maßgeblich an Stoffentwicklung, Skripterstellung und den Dreharbeiten beteiligt. Die Begegnung mit den Gründern von »Jung und Jüdisch Berlin« und hochrangigen Politikern Sachsens-Anhalts motivierte die jungen Filmemacher/innen, sich künftig selbst zu organisieren und eine Plattform für eigene Aktivitäten zu schaffen.

Pädagogische Einsatzmöglichkeiten

Eine wichtige Rolle im Film spielen die Migrationserfahrungen der Jugendlichen – dass sie jüdisch sind, erfahren die Zuschauer/innen erst nach einiger Zeit. Deshalb bietet der Film Anknüpfungspunkte gerade für die Arbeit mit Jugendlichen, die ebenfalls über Migrationsbezüge verfügen, auch wenn ihre Lebenswelt sich von der Situation der Jugendlichen aus Sachsen-anhaltinischen Städten unterscheiden mag. Deutlich wird, dass für die Identitätskonzepte mancher der mitwirkenden Jugendlichen die Religion eine geringere Rolle spielt als ihre Erfahrungen von Fremdheit und Ausgrenzung sowie die Sehnsucht nach ihren Herkunftsländern. Verzichtet werden kann eventuell auf den Einsatz der Szenen, in denen die Jugendlichen Landespolitiker interviewen, da diese Passagen für Jugendliche außerhalb von Sachsen-Anhalt weniger interessant sein dürften.

Pädagogisches Begleitmaterial

In der Broschüre »Sehen.Deuten.Handeln. Filme über jüdisches Leben in Deutschland heute« der Amadeu Antonio Stiftung (Berlin 2009) finden sich Beobachtungsaufträge zum Film, die in Arbeitsgruppen bearbeitet und in der Gesamtgruppe diskutiert werden können. Die Broschüre steht als Download im Internet zur Verfügung oder kann gegen eine Unkostenpauschale von 5 Euro bei der Stiftung bestellt werden:

<http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/sehendeutenhandeln2.pdf> (5,4 MB)
berit.lusebrink@amadeu-antonio-stiftung.de

Fisch und Vogel

Begegnungen mit jungen Juden

TV-Dokumentation (DVD)

Deutschland 2006

Produktion: HTWG Konstanz

Regie: Christian Jegl/Christian Hansert

Homepage: <http://www.juedischejugendheute.ag.fh-konstanz.de>

Laufzeit: 94 Min.

Bezug

Kauf der DVD:

Verlag Fechner Media (http://www.fechnermedia.com/shop/product_info.php?info=p326;

Kosten: 25,00 € zzgl. 3,50 € Versand)



Inhalt

Im Rahmen des Ausstellungs-, Publikations- und Dokumentarfilmprojekts »Jüdische Jugend heute in Deutschland« reisten neun Kommunikationsdesign-Student/innen der Hochschule Konstanz mehrere Monate durch Deutschland. In Interviews gingen sie der Frage nach, wie junge Jüdinnen und Juden heute in Deutschland leben. Sie wollten wissen, wie sie

das Leben in Deutschland sehen, ob sie hier bleiben möchten und welche Ansichten sie vertreten. Die im Film porträtierten Juden und Jüdinnen geben einen guten Einblick in die Vielfalt aktuellen jüdischen Lebens. Reflektiert wird zudem der Prozess, in den sich die Filmemacher/innen bei ihren Begegnungen mit jungen jüdischen Menschen begeben haben.

Pädagogische Einsatzmöglichkeiten

Die Interviews sind gut dafür geeignet, die Vielfalt jüdischen Lebens darzustellen, auch wenn die einzelnen Porträts relativ kurz sind. Durch die Länge des Films sowie den Umstand, dass die Befragten überwiegend Gymnasiast/innen und Student/innen sind, ist er aber eher für ältere und »bildungsnahe« Jugendliche geeignet. Doch einige Interviews, mit denen ausschnittsweise gearbeitet werden kann, bieten auch für Haupt- und Gesamtschüler/innen mit oder ohne Migrationshintergrund Anknüpfungs- und Identifikationsmöglichkeiten, beispielsweise die Gespräche mit den beiden Rappern Dima und Daniel, dem aus Russland eingewanderten Konstantin oder der Jugendgruppenleiterin Vika. Interessant ist ebenso das Gespräch mit der Schauspielerin Susan Sideropoulos, die vielen Jugendlichen aus der TV-Serie »Gute Zeiten – Schlechte Zeiten« bekannt ist.

Pädagogisches Begleitmaterial

Auch zu diesem Film hat die *Amadeu Antonio Stiftung* in ihrer Broschüre »Sehen.Deuten. Handeln. Filme über jüdisches Leben in Deutschland heute« (Berlin 2009) Beobachtungsaufträge publiziert, die in Arbeitsgruppen bearbeitet und in der Gesamtgruppe diskutiert werden können. Die Broschüre steht als Download im Internet zur Verfügung oder kann gegen eine Unkostenpauschale von 5 Euro bei der Stiftung bestellt werden:

<http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/sehendeutenhandeln2.pdf> (5,4 MB);
berit.lusebrink@amadeu-antonio-stiftung.de

Begleitbuch

Basierend auf dem Material für ihre Ausstellung dokumentieren die Student/innen in dem Buch »Jüdische Jugend heute in Deutschland« Fotografien junger Juden und Jüdinnen sowie Auszüge aus Interviews, die auch im Film enthalten sind. Das Buch kann als Ergänzung zum Film genutzt werden, indem beispielsweise die Texte der Interviews nachgelesen werden.

Die Judenschublade

Junge Juden in D

Dokumentarfilm (DVD)

Deutschland: 2005

Produktion: element3

Regie: Margarethe Mehring-Fuchs/Stephan Laur

Homepage: <http://www.judenschublade.de>

Laufzeit: 60 Min.

Bezug

Kauf der DVD:

Lingua-Video.com Medien GmbH Bonn (<http://lingua-video.com>; unter *Originalsprachliche DVDs / Deutsch / Deutschsprachige Dokumentationen / Religion/Ethik*; Kosten: 38,00 € zzgl. MWSt sowie 4,00 € Versand)

Kostenfreie Ausleihe:

Landesfilmdienst Nordrhein-Westfalen (<http://www.landefilmdienst-nrw.de>, Mediennummer 8318015; als DVD der Landeszentrale für politische Bildung mit dem Titel »Junge Juden in Deutschland«, zusammen mit dem Kurzfilm »Zwischen Köln und Tel Aviv«)



Inhalt

In dem Dokumentarfilm kommen jüdische Jugendliche authentisch zu Wort. Es wird gezeigt, wie junge Jüdinnen und Juden heute in Deutschland leben, wie sie mit der Geschichte und der Shoah umgehen und sich mit Antisemitismus auseinandersetzen. Sie berichten über ihr Selbstverständnis, ihren Alltag, ihr Verhältnis zur Religion und darüber, wie ihnen Nicht-Jüdinnen und -Juden begegnen. Viele sind hier geboren, andere stammen aus der ehemaligen Sowjetunion. Manche wollen irgendwann nach Israel auswandern, die meisten aber fühlen sich hier zu Hause. Die Jugendkultur, insbesondere die Musik von jungen jüdischen Musikern, spielen eine große Rolle im Film. Er ist ein frisches und vielschichtiges Porträt junger Juden, die sich in keine Schublade stecken lassen möchten. Der Film zeigt, dass mehr als 60 Jahre nach dem Holocaust wieder vielfältiges jüdisches Leben in Deutschland existiert.

Pädagogische Einsatzmöglichkeiten

Der Film eignet sich gut, um Jugendlichen die Vielfalt jüdischen Lebens in Deutschland anschaulich zu machen, da in ihm junge Jüdinnen und Juden mit teils sehr unterschiedlichen Meinungen und Lebenskonzepten präsentiert werden. Praxiserfahrungen aus der pädagogischen Arbeit mit dem Film zeigen jedoch, dass er für viele bildungsbenachteiligte Jugendliche zu lang ist. Zudem kommen überwiegend Student/innen mit einem anderen Erfahrungshintergrund zu Wort. Es bietet sich daher an, in der Arbeit mit bildungsbenachteiligten (migrantischen) Jugendlichen Ausschnitte des Films einzusetzen, beispielsweise die Szenen mit jungen Rappern.

Pädagogisches Begleitmaterial

Das *Anne Frank Zentrum* hat gemeinsam mit »*Element 3 - Verein zur Förderung jugendkultureller Projekte e.V.*« pädagogisches Begleitmaterial entwickelt, in dem Fragen und Themen des Films aufgegriffen werden. Es regt dazu an, sich mit jüdischem Leben, jüdischer Geschichte, Kultur und Religion zu befassen und verfolgt das Ziel, nichtjüdische Jugendliche für diese Themen zu sensibilisieren und zu interessieren. Pädagog/innen aus der schulischen und außerschulischen Bildungsarbeit bietet das Lernmaterial die Möglichkeit, den Film gezielt einzusetzen und zu den Themen, die behandelt werden, mit den Jugendlichen zu arbeiten. Das Begleitmaterial zum Film erscheint 2011 im Verlag an der Ruhr und wird dann im Anne Frank Zentrum erhältlich sein:

www.annefrank.de
zentrum@annefrank.de

In der Broschüre »*Sehen.Deuten.Handeln. Filme über jüdisches Leben in Deutschland heute*« der Amadeu Antonio Stiftung (Berlin 2009) sind auch zur »Judenschublade« Beobachtungsaufträge enthalten, die in Arbeitsgruppen bearbeitet und in der Gesamtgruppe diskutiert werden können. Die Broschüre steht als Download im Internet zur Verfügung oder kann gegen eine Unkostenpauschale von 5 Euro bei der Stiftung bestellt werden:
<http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/sehendeutenhandeln2.pdf> (5,4 MB);
berit.lusebrink@amadeu-antonio-stiftung.de

Salam Berlin Shalom

Augenblicke mit jüdischen und palästinensischen Jugendlichen

Dokumentarfilm (DVD)

Deutschland 2004

Ein Projekt von: Bianca Ely, Irina Grettschall, Mattias Lepschy, Olga Levina, Raphael Schapira, Esmiralda Spurman, Christian Trieloff, Jana Tschurenev und Konstantin Wenzel

Laufzeit: 40 Min.

Bezug

Über die Mitautorin Bianca Ely:

salamberlinshalom@gmail.com



Inhalt

Die 40-minütige Dokumentation stellt Berliner Jugendliche aus jüdischen und palästinensischen Familien vor. In Interviews berichten junge Männer und Frauen von ihren Lebensentwürfen, politischen Einstellungen und Freundschaften. Sie sprechen über Selbst- und Fremdbilder, über den Einfluss des Nahostkonflikts auf ihren Alltag und über ihre Migrationsgeschichten. Eine wichtige Rolle spielt die Freundschaft zwischen einem jüdischen und einem palästinensischen Jugendlichen aus der gleichen Schulklasse, die sich nach eigener Aussage nicht angefreundet hätten, wenn sie zuvor um ihre Hintergründe gewusst hätten. Doch ihre Freundschaft hält auch Differenzen aus, die aufgrund ihrer unterschiedlichen Zugehörigkeiten zwischen ihnen bestehen.

Pädagogische Einsatzmöglichkeiten

Der Film ist nicht nur, aber auch für die Arbeit mit migrantischen Jugendlichen aufgrund des Bezugs zu ihrer Lebenswelt gut verwendbar. Insbesondere das Interview mit dem jüdisch-palästinensischen Freundespaar macht anschaulich, dass Gemeinsamkeiten zwischen diesen beiden Gruppen die Differenzen überwiegen können – auch wenn die Unterschiede zu Kontroversen führen mögen. Da sich nicht alle Protagonist/innen gleichermaßen als Identifikationsobjekte anbieten, können auch Ausschnitte des Films eingesetzt werden. Auch für Begegnungsprojekte bietet er vielfältige Gesprächsanlässe.

Pädagogisches Begleitmaterial

Die Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA) hat als Teil eines Moduls zum Thema Nahostkonflikt pädagogisches Material für die Arbeit mit dem Film erarbeitet:

www.kiga-berlin.org

mail@kiga-berlin.org

Fremde Kinder: Zwischen Köln und Tel Aviv

Dokumentarfilm (DVD)
Deutschland 2004
Produktion: Tag/Traum im Auftrag des ZDF/3sat
Regie: Katja Duregger
Laufzeit: 30 Min.

Bezug

Kostenfreie Ausleihe:

Landesfilmdienst Nordrhein-Westfalen (<http://www.landesfilmdienst-nrw.de>; Mediennummer 8318015; als DVD der Landeszentrale für politische Bildung mit dem Titel »Junge Juden in Deutschland«, zusammen mit dem Film »Die Judenschublade. Junge Juden in D«)



Inhalt

Sharon Aronof ist zwölf Jahre alt und lebt zusammen mit ihrer Mutter in Köln. Beide sind aktive Mitglieder der jüdischen Gemeinde. Sharon praktiziert ihren Glauben offen und selbstverständlich. Ihre Familie mütterlicherseits besteht aus traditionsreichen deutschen Juden, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus Israel nach Deutschland zurückgekehrt sind, um sich hier am Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden zu beteiligen. Sharon sieht sich selbst als »echt kölsches« und gleichzeitig als »echt jüdisches« Mädchen. Ihre Muttersprachen sind Deutsch und Hebräisch, ihre Heimat ist Deutschland, ihr Zuhause das Judentum, und das Land ihres Glaubens ist Israel. Mehrmals im Jahr fährt sie dorthin, nicht nur weil sie Jüdin ist, sondern vor allem, weil dort – in der Nähe von Tel Aviv – ihr Vater lebt. Während Sharon sich früher sicher war, dass sie später ebenfalls in Israel leben möchte, glaubt sie heute, ihren Platz in ihrer Lieblingsstadt Köln gefunden zu haben.

Pädagogische Einsatzmöglichkeiten

Die Dokumentation bietet einen etwas längeren Einblick in das Leben eines einzelnen jüdischen Mädchens. Neben Unterschieden im Hinblick auf religiös-kulturelle Praxen können nichtjüdische – beispielsweise türkisch-muslimische – Jugendliche viele Gemeinsamkeiten mit Sharon entdecken. Der Film erfordert allerdings einiges Vorwissen, zumal kein begleitender und erläuternder Kommentar eingesetzt wird. Insofern empfiehlt es sich, dass die jugendlichen Zuschauer/innen sich im Vorfeld bereits mit dem Judentum beschäftigt haben, um das Gezeigte besser einordnen zu können. Wünschenswert wäre ebenso, dass die begleitenden Pädagog/innen in der Lage sind, bei Bedarf mit zusätzlichen Informationen zum besseren Verständnis mancher Szenen beizutragen. Da viele Fragen zu jüdischem Leben in Deutschland offen bleiben, sollte im Anschluss weiter an dem Thema gearbeitet werden.

amira – Antisemitismus im Kontext
von Migration und Rassismus

Chausseestraße 29
10115 Berlin
Tel: + 49 – 30 – 24 04 54 30
Fax: + 49 – 30 – 24 04 53 19
info@amira-berlin.de
www.amira-berlin.de

»amira« ist ein Projekt des Vereins für Demokratische Kultur in Berlin e.V. (VDK).

vdk

verein für demokratische kultur in berlin –
initiative für urbane demokratieentwicklung e.v.

»amira« wird gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms »VIELFALT TUT GUT. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie« sowie den Beauftragten für Integration und Migration des Berliner Senats im Rahmen des »Landesprogramms gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus«.

Gefördert im Rahmen des Bundesprogramms
»VIELFALT TUT GUT. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie«.

